

www.e-rara.ch

Treppenwitz der Weltgeschichte

Hertslet, William Lewis

Berlin, 1895

ETH-Bibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-111624>

Die Römer.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

mächtigen Bewegungen in den Vordergrund drängen, berühren selten in angenehmer Weise. Jener Märtyrerenthusiasmus der Christen war ihm unverständlich; er sah dabei und vielleicht nicht immer mit Unrecht Eitelkeit und Haschen nach augenblicklichem Beifall durchblicken; statt aber die Christen selbst zu nennen, erwähnte er eben den überspannten Philosophen Peregrinus Proteus, der sich in Olympia vor dem versammelten Volke (165 n. Chr.) auf einem Scheiterhaufen verbrennen ließ. Doch ist diese Erzählung vielleicht nur eine von Lukian erfundene Karrikatur. Denn „es weiß niemand vor und unabhängig von Lukian etwas von dem ungewöhnlichen Ereignis“. (Baur, Geschichte der christlichen Kirche I. S. 412; andere sind anderer Ansicht.)

Die Römer. *)

Unsere Hauptquellen für die ältere römische Geschichte sind Titus Livius aus Padua, und Dionysios von Halikarnaß, daneben Plutarch in einigen seiner Lebensbeschreibungen. Der erste Zweifler an der Richtigkeit dieser älteren Geschichte ist — Titus Livius, denn er läßt sich in dem Vorwort zu seinem Werke also vernehmen:

„Jene mehr im Schmutz der dichterischen Erzählung als durch unverfälschte Denkmale der Geschichte auf uns gekommenen Angaben von Umständen, die sich längere Zeit oder zunächst vor Erbauung der Stadt ereignet haben sollen, denke ich ebensowenig zu bekräftigen als zu widerlegen. Man hält es der alten Welt zu gute, wenn sie durch die in die Begebenheiten der Menschen eingemischten Erzählungen von Göttern, die Urgeschichte der Staaten ehrwürdiger zu machen sucht.“

und ferner Buch 8, Kap. 40:

„Verfälscht wurde die Geschichte meiner Meinung nach durch die Lobreden auf Verstorbene und durch die unrichtigen Unterschriften der Ahnenbilder, insofern jede Familie den Ruhm hoher Thaten und Ämter, durch Unwahrheiten sich zueignete, denen niemand nachspüren kann.“

*) Wo in diesem Kapitel keine Autorität weiter angegeben, ist Mommsens Römische Geschichte, fünfte Auflage, benutzt; von Niebuhrs Römischer Geschichte wird die erste Ausgabe von 1811 citirt. —

Wie schon aus jenen Worten hervorgeht, sieht Livius die Wundererzählungen für das an, was sie sind; er verhält sich auch immer ablehnend gegen sie; aber er liebt pathetische und rührende Scenen mehr als ein Historiker sollte. Trotzdem haben seine Berichte, soweit sie reichten, fast allen „Weltgeschichten“ als Grundlage gedient und noch heute wird in den Schulen darnach gelehrt, vielleicht weil sein Werk ein richtiges Schullesebuch ist, schon in seiner kindlichen Tendenz die Geschichte der Römer so darzustellen, als hätten sie nie einen ungerechten Krieg geführt, sich immer nur gegen Angriffe vertheidigt und dabei so nebenher die Welt erobert — ja selbst manches, was Livius — ärgerlich über die törichte Leichtgläubigkeit der Vorfahren nur erwähnt, um es als kindisch bei Seite zu schieben, wird beim Schulunterricht wieder zu Gnaden angenommen und fließt als historische Thatsache mit ein. — (Über die Abstammung römischer Geschlechter von Königen, vergl. Plutarch, Numa, 21.)

Allein der Zweifel an vielen dieser Erzählungen hat sich schon vor mehr als 250 Jahren geregt. Wir erwähnen zunächst Cluvier (geb. 1580 zu Danzig, † 1623), dessen *Italia antiqua* 1624 erschien; er hielt die ganze Geschichte Roms bis zur Einnahme durch die Gallier für unsicher. — Perizonius (1651—1715) wies in seinen *Animadversiones Historiae*, die 1685 erschienen, auf die Mangelhaftigkeit der äußeren Zeugnisse für die ersten Jahrhunderte Roms hin; — de Pouilly versucht in einer im Dezember 1722 in der Akademie der Inschriften zu Paris vorgelesenen Abhandlung die Unzuverlässigkeit der römischen Geschichte bis zu dem Kriege mit Pyrrhos zu beweisen (*Dissertation sur l'incertitude de l'histoire des quatre premiers siècles de Rome* in den *Mémoires de l'Académie des Inscriptions* VI., 14—29 und eine zweite Abhandlung daselbst Seite 71). — Diese drei Werke haben mir nicht vorgelegen, wohl aber Louis de Beaufort's: *Dissertation sur l'incertitude des cinq*

premiers siècles de l'histoire romaine; nouvelle édition; Haag 1750 (es giebt eine frühere Auflage von 1738, in welcher der Verfasser sich nur mit *L. d. B.* bezeichnet und noch eine andere Schrift von ihm: *la République romaine ou plan général de l'ancien gouvernement de Rome;* Haag 1766, Paris 1767, in welchem er eine vorsichtige Wiederherstellung versuchte). In der *dissertation* deckt er schonungslos das Fehlen aller Quellen betreffs der ersten Jahrhunderte Roms auf, sowie die traurige Beschaffenheit derjenigen für die folgenden; — es sind größtenteils verlogene Familienchroniken und übertreibende Nachrufe auf Verstorbene, wie sie in Rom Sitte waren (Vergl. Livius 8, 40). So geistreich und gründlich auch Beauforts Werk war, so war sein Erfolg doch kein durchschlagender. Dieser ward erst dem auf Beauforts Schultern stehenden, jedoch noch gründlicheren Niebuhr zu teil, dessen 1811—12 erschienene „Römische Geschichte“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. So genial das — übrigens in klassischer Sprache geschriebene — Werk auch ist, so beruht doch seine Haupterklärung, die ganze ältere Geschichte Roms sei aus Liedern entstanden, auf der von ihm mißverstandenen Stelle Livius I. 26: *lex horrendi carminis erat*; *carmen* aber ist „formelhafte Rede, sei es in Versen oder in Prosa“ (Seinede, Geschichte des Volkes Israel II. S. 57). Außerdem ist Niebuhr, wie alle großen Kritiker, schwach im Positiven; an Stelle des Zerstorten versucht er etwas anderes „aus der Tiefe seines Bewußtseins“ zu konstruieren und gerät dabei in einen Enthusiasmus, der ganz unstatthaft ist. Vergl. seinen Brief an Frau Heusler vom 20. Dez. 1829. Wie sehr aber Niebuhr anregte, sieht man daraus, daß alle Nachfolger auf seinem Felde genötigt waren, Stellung zu ihm zu nehmen, zustimmender oder ablehnender Weise, dieses so sehr, daß fast keine seiner Ansichten unbestritten geblieben ist.

Schließlich erwähnen wir noch des sehr lesenswerten Werkes

von Sir George Cornewall Lewis: *An Enquiry into the credibility of the early Roman history*; London 1855 (deutsch von Felix Liebrecht, Hannover 1863), in welchen mit gründlicher Gehrsamkeit und Berücksichtigung aller Vorgänger, sowie mit großer Ruhe die Zuverlässigkeit aller Quellen geprüft und das nicht Haltbare verworfen wird.

Wir wenden uns nunmehr zu den Einzelheiten.

Die Dichter nennen Rom gern die „Siebenhügelstadt“ (Roma septicolis). Aber wie mit fast allen Siebenzahlen des Altertums hat es damit seinen Haken. Das ganz alte „palatinische“ Rom bestand nicht aus sieben Hügeln, sondern aus sieben „Ringen“; jedenfalls waren die einzelnen Teile nicht alles Hügel. Das spätere „servianische“ Rom, von der Mauer umgeben, deren Erbauung dem Könige Servius Tullius zugeschrieben wurde, enthielt auch nicht sieben Hügel. Mommsen sagt darüber:

„Als ‚Siebenhügelstadt‘ hat das servianische Rom sich nicht betrachtet, sondern es bezeichnet dieser Name in guter Zeit ausschließlich das engere, palatinische Alt-Rom. Erst in der Zeit des Verfalls, wo das auch in der Kaiserzeit beständig beibehaltene und mit großer Vorliebe gefeierte ‚Fest der sieben Berge‘ fälschlich als allgemeines Stadtfest zu gelten anfang, haben unwissende Scribenten die sieben Berge in dem Rom ihrer Zeit gesucht und dann auch gefunden. Den Anlaß zu diesem Mißverständnis findet man bereits in den griechischen Rätselreden Eiberos ad Att. 6, 5, 2 und bei Plutarch qu. Rom. 69 (vgl. Tibullus 2, 5, 55; Martialis 4, 64, 11; Tertullian apolog. 35); aber die älteste Quelle, welche in der That 7 Berge (montes) Roms aufzählt, ist die Stadtbeschreibung aus der Zeit Constantins des Großen. Sie nennt als solche Palatin, Aventin, Caesus, Esquilin, Tarpeius, Vaticanus und Janiculum, — wo also der Quirinal und Viminal, offenbar als colles, fehlen und dafür zwei ‚montes‘ vom rechten Tiberufer mit hineingezogen sind. Andere noch spätere und ganz verwirrte Listen geben Servius (zur Aen. 6, 783), die Berner Scholien zu Virgils Georgiken 2, 535 und Lybus de mens. S. 118 Bester. Die uns geläufigen 7 Berge Palatin, Aventin, Caesus, Esquilin, Viminal, Quirinal, Capitol kennt kein alter Schriftsteller.“*)

Die Römer brauchten zu ihren großartigen Erfolgen einen anständigen, interessanten Anfang. Sie haben ihn sich, nicht ohne Geschick, zusammengestoppelt und dem ersten Anschein nach paßt alles so ziemlich zu einander, wie bei manchem

*) „Mommsen erwähnt, wie man sieht, nicht die Stelle Offenbarung Johannis 17, wo Vers 5 Babylon genannt wird, aber Rom gemeint sein soll (Vers 9).

religiösen Glaubensbekenntnis. Erst wenn man ins Einzelne geht, bemerkt man die zahlreichen, ja überwiegenden Absurditäten. Dabei hatten die Römer wenig Originalität; die römische Geschichte holt sich fast alle Pointen

wosifr sie besonders schwärmt,
wenn sie wieder aufgewärmt

aus den griechischen Historikern. Die Erzählung von Romulus ist z. B. eine ziemlich parallele Wiederholung der Legende vom Kyros, wie man bei Betrachtung der Einzelheiten leicht erkennen wird und schon Plutarch (Romulus 8) bemerkt, daß sie manchem verdächtig erscheine, weil sie sich so gut für die Bühne eigene und so märchenhaft laute. Niebuhr I. S. 148 äußert sich darüber wie folgt:

„Mythologische Erzählungen dieser Art sind Nebelgestalten oder oft gar eine Fata Morgana, deren Urbilder uns sichtbar, das Geseß ihrer Refraktion uns unbekannt ist, und wäre es das auch nicht, so würde doch keine Reflexion so scharfsinnig und gelehrt verfahren können, daß es ihr gelänge, aus diesen wunderbar vermischten Formen das unbekanntete Urbild zu erraten.“

Freilich hat man es dennoch oft versucht. Vergleicht man die Stamm- und Gründungssagen der verschiedenen Städte und Staaten, so trifft man, wie wir schon bei den Assyryern S. 32 bemerkten, fast überall auf eine durchschimmernde Identität der Nationalgötter mit den Gründern der Gemeinschaft; in jenen aber erkennt man sehr oft Sonne und Mond, also Zwillinge. Die schon oben S. 32 erwähnte sonnenähnliche Natur gewaltiger Menschen klingt hier wieder mit an. Pausanias erwähnt Buch VIII. Kap. 12 eine der römischen Stammsage ganz ähnliche Geschichte, welche die Phigalier (in Arkadien) von einem ausgefetzten und dann geretteten Sohne des Herakles erzählten. Auch die Gründung Thebens durch die Zwillinge Amphion und Zethos gehört hierher. Daß Stammheroen von Tieren gesäugt werden, wiederholt sich un-
gemein häufig; sogar die wilden Juracares in Brasilien erzählen von ihrem göttlichen Helden Tiri, daß ihn ein Jaguarweibchen genährt habe. (Tylor, *Primitive culture* I. S. 255.)
Das Heranschwimmen der ausgefetzten Kinder deutet auf Flut-

sagen, Gewitter zc. Allerdings zerfließen dergleichen Erklärungen, da sich „Alles in Allem spiegelt“ (s. Schopenhauer; Parerga I. S. 230) zuletzt so sehr, daß eigentlich nichts mehr erklärt wird und Niebuhr mit seiner eben angegebenen Warnung recht behält. (Vergl. Schwarz: der Ursprung der Stamm- und Gründungsfage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen. Jena 1878.) — Daß Romulus, um Ansiedler herbeizulocken, eine Freistatt für Flüchtlinge und Heimatlose aller Art eröffnet habe und darauf „Unzufriedene und Verbannte, Abenteuerer und Verbrecher“ zusammengeströmt seien, ist wahrscheinlich eine Fabel; wenigstens stimmt die spätere Verfassung Roms, als eines Geschlechterstaats nicht im geringsten dazu; aber den Ort, wo die Flüchtlinge sich einzufinden hatten, erwähnt noch Tacitus (Hist. 3. 71) als vorhanden. — Die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen ist wohl weiter nichts als eine Erinnerung daran, daß es auch bei den Römern einst Sitte war, daß die Frau geraubt wurde und zwar nicht aus dem eigenen Stamm, sondern aus einem andern, — eine Sitte, die noch heute bei manchen wilden Völkern besteht. Wenn man diese Erklärung nicht annimmt, hat man eine ganz alberne Geschichte, die von Unwahrscheinlichkeiten wimmelt.

Auch was uns sonst über den Romulus durch Dionysios von Halikarnas, Livius und Plutarch berichtet wird, ist höchst unglauwürdig.

„Im Gegenteil findet man, daß das ganze Gewebe der Erzählungen, mit wenigen Ausnahmen ein Mosaik von aneinandergereihten, ätiologischen Sagen ist, die eine zusammenhängende Darstellung erhalten haben und sich teils auf die politische Geschichte und auf politische Institutionen, teils auf Monumente und örtlichkeiten, teils auch auf die Religion und den Ritus beziehen. . . . Offenbar hat beim Zusammenstellen der Erzählung der Grundsatz gewaltet, alles, was in den ältesten Einrichtungen und Zuständen Roms charakteristisch und trefflich erschien, zu sammeln und dem Romulus als Gründer zuzuschreiben.“ (Sir George Cornwall Lewis; Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der alt. römischen Geschichte; deutsch; I. S. 417.)

So verblaßt Romulus schließlich zu einem Schattensbilde, zum bloßen Heros eponymos der Stadt Rom.

Der Bericht von den drei Horatiern und den drei Curiatiern (unter Tullus Hostilius) ist bis auf die kleinsten Einzelheiten einer Geschichte nachgebildet, der über den Kampf zwischen zwei arkadischen Städten, der in einem von Stobaeus aufbewahrten Fragment beschrieben ist. Nicht Livius, wohl aber Dionysios von Halikarnaß erzählt uns, die Mütter der beiden Drillingsgruppen wären Schwestern gewesen. Da auf ca. 20 000 Geburten erst eine Drillingsgeburt kommt, kann man die verschwindend geringe Wahrscheinlichkeit dieser romantischen Angabe leicht ersehen.

Zur Sage von des Königs Servius Tullius Geburt im Sklavenstande hat nach Niebuhr wohl sein Name Veranlassung gegeben oder wenigstens geschienen sie zu beweisen. Er bemerkt darüber (I. S. 244):

„überhaupt sind die meisten auch schon von den Römern versuchten Erklärungen ihrer gebräuchlichen Namen völlig so leer, als wenn wir diejenigen, die bei uns jetzt die gewöhnlichsten sind, aus deutschen Wurzeln ableiten wollten; denn sie sind sabinischen oder anderer fremden Ursprungs, welches selbst Varro, der willkürlichste aller Etymologiker, bekennt.“

Servius heißt wohl weit eher ein am Abend geborenes Kind. Vergl. im übrigen Bachofen; die Sage von Tanaquil; eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien; Heidelberg 1870, S. 171. — Das Ende des Königs, da die Tochter über die Leiche des gemordeten Vater fährt und von seinem Blut bespritzt wird, während trotzdem noch nachher ein feierliches Begräbniß stattfindet, ist ganz novellenhaft und wohl auch ein dichterisches Erzeugniß. Eine andere Auffassung über diese Sagen hat Bachofen; nach ihm deutet die Erzählung von Servius auf frühere asiatische Sitten, Erhebung eines niedrig stehenden zur höchsten Würde durch ein Weib nach dem sogenannten „Mutterrecht“. (Vergl. S. 20.) Ein näheres Eingehen darauf würde uns aber hier zu weit führen.

Die Erzählung, wie Sextus Tarquinius, der Sohn des letzten Königs, sich zum Schein stäupen läßt, dann nach Gabii flieht, dort faktisch Diktator wird, wie dann der Vater mit

dem um weiteren Rat bittenden Boten in den Garten geht, dessen Bericht schweigend anhört und die höchsten Mohnblumen mit dem Stabe abschlägt, mit dem Befehl, zu melden, wie er aufgenommen sei (Livius I. 53), steht schon *mutatis mutandis* beim Herodot, Buch V. Kap. 92: Thrasybulos, der Tyrann von Milet, führt bei diesem den Boten des Periandros von Korinth durch ein Ahrenfeld und zieht immer die höchsten Ahren aus. Aristoteles, Politik 3, 8, 3—6 (vergl. 5, 8, 7) erzählt die Geschichte übrigens wohl mit Recht umgekehrt.

Die Geburt der Republik ist mit allerlei Anekdoten ausgestattet, welche sich manchmal ganz gut ausnehmen, aber die Kritik nicht aushalten, wenn man sie sich realisiert. Das Abenteuer der Lucretia z. B. ist kaum glaublich, wenn man alle Umstände in Betracht zieht. — In die Zeit zwischen der Vertreibung der Könige und dem Kriege mit Persena, nach Polybios unter die ersten Konsuln nach der Vertreibung fällt der erste Handelsvertrag zwischen Rom und Karthago, dessen Wortlaut Polybios, Buch III., Kap. 22 mittheilt. Livius erwähnt denselben nicht, worauf schon Beaufort hinweist (f. S. 103).

„Verborgen war er ihm nicht, denn des Polybios Geschichte liegt, wie jeder weiß, so weit sie sich erstreckte, der seinigen oft bis zu übersehender Nachbildung zum Grunde. . . Die römischen Annalisten, aus denen Livius schöpfte, hatten des Vertrages jedoch nicht gedacht; er war auf einer im Kapitol verwahrten Tafel verzeichnet gewesen, welche vermutlich durch den Brand in der Zeit des Marianischen Krieges vernichtet worden war.“ „Ein anderer Grund über sie zu schweigen war aber eben, was sie uns so wichtig macht, ihre gänzliche Unvereinbarkeit mit der dichterischen Erzählung, welche zur Geschichte geworden war; denn sie enthüllt unleugbar das Geheimnis des Verfalls der politischen Größe Roms, welchen die Verbannung der Könige veranlaßte, ein Geheimnis, welches die späteren Entel mit thörichter Angstlichkeit zu verbergen suchten.“ (Niebuhr I, 332 ff.)

In dem Vertrage kontrahiert nämlich Rom außer für sich auch für Ardea, Antium, Laurentum, Circeji und Terracina, als ihm unterthänige Städte. Dadurch fällt die Belagerung von Ardea und damit die ganze Novelle à la Paul Henje von der Lucretia. Während wir sonst nur berichtetes anführen, das unhistorisch ist, erwähnen wir

hier ausnahmsweise etwas unleugbar Historisches, das unterdrückt worden, weil es einen Einblick in die Art und Weise giebt, wie die ältere römische Geschichte des Livius gemacht worden.

Horatius Cocles soll mit zwei anderen allein die Brücke über die Tiber gegen das Heer des Porfena verteidigt haben, bis sie abgebrochen war und dann den Flusgott ansehend glücklich über die Tiber geschwommen sein; freilich bemerkt schon Livius II. 10, daß diese That bei der Nachwelt mehr Bewunderung als Glauben gefunden; nach Polybios (VI. cap. 55) ist er jedoch dabei ertrunken. Nach Tacitus aber Historia III. cap. 4. 92 und nach Plinius H. N. XXXIV. 14 (nicht 39), welcher den betreffenden Vertrag gelesen zu haben angiebt, hatte sich die Stadt damals dem Könige ergeben und sogar auf allen Gebrauch des Eisens, ausgenommen zum Ackerbau verzichtet, so furchtbar war sie gedemütigt worden. Livius aber verschweigt dies und traktiert uns mit der Geschichte von Mucius Scaevola, der mit Zustimmung des Senats sich in das feindliche Lager schleicht um den König zu töten, aber einen anderen trifft und dann um seine Standhaftigkeit zu zeigen sich den Arm abschwälen läßt. Der römische Historiker oder wenigstens seine Quelle begeht hier aber ein Plagiat an dem griechischen Agatharkides von Samos im vierten Buche seiner Persica; vergl. Stobaeus: Florilegium 7. 63. Dionysios von Halikarnas 5. 27—31 erzählt nichts von dem abgeschwälten Arm.

Wahrscheinlich ist die Übertragung auf den Römer geschehen, um den plebejischen Muciern einen alten Stammbaum zuzuweisen. „Der große Krieg mit Etruriern ist wohl nur durch chronologische Verwirrung in den Jahrbüchern so nahe an die Vertreibung der Tarquinier gerückt worden“ (Mommsen I. S. 250). Übrigens wimmelt die Erzählung jener Heldenthat von Unwahrscheinlichkeiten, wenn nicht von Unmöglichkeiten. Der Name jedoch, Scaevola (der Linkhändige) kam der griechischen Anekdote halbwegs entgegen und wurde dadurch

aus einem Spottnamen ein Ehrenname, gerade so wie die weiter unten aufgeführten Torquatus und Praetextatus. — Unverschämt wird die Erfindungssucht, wenn, kurz nachdem der Senat den beabsichtigten Muehelnord des Mucius gutgeheißt, er die Cloelia, welche ihrer Gefangenschaft als Geißel entfliehend zu Pferde über die Tiber nach Rom zurückschwimmt (!), dem Könige aus moralischem Zartgefühl wieder zustellen läßt. Die Sage ist wohl nur ein Versuch des Volkes, sich die Entstehung des später in der Nähe der via sacra vorhandenen auffallenden Denkmals, ein Weib zu Pferde darstellend einigermaßen zu erklären, von dem es gar nicht einmal ganz gewiß war, wem es errichtet worden war; eine andere Auslegung war, daß Porsena der Cloelia ein prächtig aufgeäumtes Schlachtross aus Bewunderung geschenkt habe; später hat man beide Erklärungen zu einer Geschichte zusammengezogen. Überhaupt ist die dem Porsena bei dieser Gelegenheit durch Livius angedichtete Gemüthlichkeit eine solche, wie die Menschen sie — fast immer irrtümlich — gewaltigen Personen gern zuschreiben; es ist ihnen dann wohler ums Herz.

Die Schlacht am Regillussee 496 v. Chr. gegen den lateinischen Städtebund ist ganz „wie die Schlachten der Iliade. Alle Feldherren begegnen sich in Zweikämpfen und diese wenden den Sieg hierhin und dorthin, während die Menge ohne Entscheidung streitet.“ (Weiter s. Niebuhr I. S. 364.) Nach Dionysios erschienen die Dioskuren in der Schlacht, sowie nach derselben in Rom, wuschen sich und ihre Waffen in der Quelle Juturna (auf dem Forum in der Nähe des Dioskurentempels) und meldeten dann den Sieg „ehe ein sterblicher Reiter die Nachricht dorthin bringen konnte.“ Livius schweigt davon. Eine rationalistische Auslegung, daß etwa der Feldherr die Siegesnachricht nach Rom auf elektrischem Wege telegraphiert hätte möchten wir nicht versuchen; es ist aber ungemein merkwürdig, daß schon betreffs der etwa

ein Jahrhundert früheren Schlacht am Flusse Sagras zwischen Lokroi und Kroton, die Nachricht vom Siege jener Stadt auch am selben Tage nach Athen, Korinth und Lakcdaimon erreicht haben soll (Justinus XX. 3, 8); es ändert hieran nichts, daß Strabon 6, 1, 10 Lokroi und Rhcgion mit einander kämpfen und die Nachricht nach Olympia kommen läßt. Ähnliches erzählte man auch von der Schlacht bei Bydna; wieder sollen die Dioskuren ihre Rosse in der Duclle Futurna getränkt haben. (168 v. Chr.; Cicero, de natura deorum 2, 2 u. a.) und von dem Siege des Marius über die Cimbern (101 v. Chr.). Auch wenn alle diese Angaben betreffs schneller Übermittlung einer Nachricht erfunden sind, bleibt es sehr auffallend, wie häufig gerade die beiden Dioskuren, welche ja den Matrosen als kleine elektrische Flämmchen an den Mastspitzen erschienen, dabei erwähnt werden (vergl. S. 33); und daß sie ihre „Waffen“ in einer Duclle waschen oder ihre „Rosse“ in einer solchen tränken, als wäre beidemal ein Draht zur Herstellung der Leitung in eine Flüssigkeit getaucht worden.*) — Auch über die Schlacht bei Pharsalus (43 v. Chr.) meldet Cassius Dio 41, 61, daß „zwei Jünglinge“ den Ausgang derselben den Syrern gemeldet, sowie Gellius, Noctes Atticae 15, Kap. 18, daß der Priester Cornelius Remex am selben Tage in der Stadt Patavium (Padua) den Sieg verkündet hätte.

Wegen ihrer spätern bedingungslosen Anbetung des goldenen Kalbes thaten sich die Römer etwas darauf zugute, daß ihre Vorfahren allen Reichtum verachtet hätten. Valerius

*) Götte: das delphische Orakel; Leipzig 1839 sagt S. 74 in einer Anmerkung: „Auffallend, ja unglücklich ist die Schnelligkeit, mit welcher die Orakel von allen wichtigen Ereignissen Kunde erhielten. Könnte man die Wahrheit mancher Nachrichten nicht in Zweifel ziehen, so möchte man sich das Wunder beinahe durch eine telegraphenähnliche Veranstaltung erklären.“ Man sehe z. B. Plutarch, Kimon, Kap. 18, wo die Priester des Jupiter Ammon den Botschaftern des vor Cypern mit seiner Flotte liegenden Kimon antworteten, sie möchten nur wieder umkehren, Kimon wäre schon bei dem Gotte; er war nämlich nach ihrer Abreise gestorben.

Publicola soll dreimal Consul und doch bei seinem Tode so arm gewesen, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. (Livius II. Kap. 16.) Sehr hübsch erfunden, aber doch ziemlich einfältig, jedenfalls höchst unwahrscheinlich; wahrscheinlich ist nur, daß er aus dem Ertrag einer Pfennigkollekte beerdigt worden ist, aber nicht, weil er zu arm gestorben, sondern weil das nach alter Sitte eine Ehrenbezeugung sein sollte wegen seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste. — Die Fabel vom Magen und den Gliedern durch welche Menenius Agrippa die ausgewanderten Plebejer zur Rückkehr bewegt haben soll (494 v. Chr.), ist eine alte indische; es ist kaum denkbar, daß sie, die sich gut für Schulbücher eignet, mit ihrer Verherrlichung des Magens gerade auf eine Masse Menschen hätte wirken sollen, die eben durch die Härte der Patrizier am Magen gekränkt worden waren. — Die Erzählung, wie der durch nichts zu erweichende Gaius Marcius Coriolanus (491 v. Chr.) durch die Tränen seiner Familie gerührt wird, ist sehr hübsch; allein schon die Erklärung seines Beinamens Coriolanus dadurch, daß ihm die Eroberung der Stadt Corioli zu danken ist, ist höchst wahrscheinlich unhistorisch. Livius selbst sagt an andrer Stelle (XXX. Kap. 45), Scipio sei der erste gewesen, der einen Beinamen nach seiner Eroberung erhalten habe (Niebuhr I. 431 ff.). Coriolan's Ausruf: „O, Mutter, Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren“, ist sehr theatralisch, allein die ganze Erzählung strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Nach den ältesten, bei den Römern benutzbaren schriftlichen Quellen soll er bei den Volkern bis in ein hohes Alter gelebt haben, nach andern jedoch nach dem Abzuge von Rom getötet worden sein. (Livius 2, 40 führt die verschiedenen Lesarten an.) Dieser letzteren Erdichtung zu Liebe ist wohl auch jenes pathetische Wort erfunden.

Eine andere Fabel, die von der Vernichtung der Fabier, erzählt uns Livius 2, 50 (vergl. Dionysios 9, 19, 20), der

zwei Lesarten hat, mit großem Wohlbehagen; er kommt auch gern darauf zurück. Sie sollen, 306 Mann stark (Dionysios setzt hinzu, wohl um die Geschichte glaubwürdiger zu machen, nebst 4000 Klienten und Freunden) die Verteidigung einer im vejischen Gebiete angelegten Festung an der Cremera übernommen haben. Die Vejenter hätten sie dann durch täuschende Aussicht auf Beute aus der Festung gelockt und alle niedergehauen (477 v. Chr.). Nur ein kleiner Knabe sei übrig geblieben und habe später das Geschlecht fortgesetzt. Der Bericht ist höchst seltsam. Schleppte denn jeder Fabier seine kleinen Jungen mit in die Schlacht, wie Napoleon III. bei Saarbrücken? Und wenn nicht — wie kam es, was schon Dionysios von Halikarnaß fragt, daß bei einem Geschlecht von 306 Männern nur ein einziger Knabe lebte und sonst alles Erwachsene waren? Niebuhr, II. 77, verfährt jedoch ungewöhnlich milde gegen diese Erzählung, obwohl er selbst II. 464, dem Livius 7, 16 folgend, von einer Schlacht erzählt (357 v. Chr.), in welcher die Tarquinier den römischen Consul C. Fabius schlugen und von den Gefangenen 307 (!) den Göttern opferten. — Auch die erbauliche Geschichte vom typisch gewordenen Cincinnatus ist sehr verdächtig, der nach Livius III. 26 einmal, nach Dionysios von Halikarnaß X. 17 u. 24 sogar zweimal bei seiner Wahl zum Consul (460 v. Chr.) und bei der zum Diktator (458 v. Chr.), nach Cicero endlich nur einmal, aber zu seiner zweiten Diktatur (439 v. Chr.) direkt vom Pfluge geholt wird, Rom zu retten. Wo konnte sich der edle Römer wohl die einem Feldherrn nötige Wissenschaft angeeignet haben, oder aber, angenommen, er hätte dazu Mittel und Wege gefunden, wie konnten die Römer das erste Mal wissen, daß er sie besaß? Ranke, W. G. II. S. 61, bemerkt über die Erzählung:

„Historisch bewährt ist sie wohl überhaupt nicht, aber aus der römischen Geschichte könnte man sie doch nicht etwa verweisen. Sie ist charakteristisch für den Unterschied der Lebenszustände, welcher aus der Beschäftigung mit dem einfachen Landbau, dem sich auch noch die Patricier widmeten,

und dem Übergang aus demselben zu der höchsten politischen Würde entspringt.“

Anderer Bedenken, z. B. daß jeder Soldat 12 Schanzpfähle mitgetragen, während die alten Legionssoldaten ihrer nur drei oder vier trugen, was schon eine bewunderte Anstrengung war, bei Niebuhr (II. S. 98).

Sehr wunderlich, zum Teil ganz novellenartig, zum andern Teil ganz unverständlich ist die Geschichte der Decemviren, die zuerst geschriebene Gesetze geben sollten. Zunächst melden sowohl Livius 3, 31 als Dionysios von Halikarnaß 10, 51 bis 52, 54, daß die Römer (454 v. Chr.) eine Gesandtschaft von drei Männern nach Athen und Griechenland zur Kenntnisaufnahme der dortigen Gesetze abgefertigt hätten, wobei Livius noch besonders erwähnt, daß sie die solonischen Gesetze abschreiben sollten. Nach der Rückkehr dieser Gesandten werden dann unter Aufhebung aller andern Behörden die Zehn Männer, zu welchen die drei Gesandten auch gehören, ernannt, um die schriftlichen Gesetze zu entwerfen. Dies geschieht; die Gesetze werden vom Senat, sowie vom Volke gutgeheißen, dann in zehn Tafeln auf Erz eingegraben und öffentlich ausgestellt. Nun, sollte man meinen, wäre die Sache erledigt, aber nein; das Volk wünscht die Wiederwahl von Zehn Männern; man versteht nicht recht warum, angeblich jedoch, weil noch zwei Tafeln fehlten. (Vergl. jedoch Bachofen, das Mutterrecht; Stuttgart 1861, S. 325, wonach die Zehnzahl dem Mutter-, die Zwölfzahl dem [athenisch-römischen] Vaterrecht entspricht.) — Appius Claudius, der einer der ersten Zehn Männer gewesen und nun fast die Rolle eines Opern-Intendanten spielt, wird, — jedoch mit meistens unbedeutenden Personen —, auch in das zweite Kollegium gewählt; dieses aber macht sich verhaßt durch allerhand Schandthaten. Die schlimmste darunter begegnet uns in der sehr rührenden und theatralischen Geschichte des Virginus (450 v. Chr.), welcher seiner Tochter ein Schwertmesser ins Herz stößt, um sie vor der Verführung

durch den Appius Claudius zu schützen. Sie ist aber voller Unwahrscheinlichkeiten und wohl von den Patriziern zurechtgemacht. Das Motiv des Sturzes der Decemviren wäre demnach demjenigen der Vertreibung der Könige mit dem schon erwähnten Originalitätsmangel nachgearbeitet. Es war im Altertum und auch später bei politischen Umwälzungen überhaupt beliebt, weil es auch einem langsam denkenden Kopf verständlich und deshalb zur Entflammung der Massen geeignet ist. Bekanntlich hat Lessing dasselbe in seiner *Emilia Galotti* auf das Theater gebracht, sowie Shakespeare den *Coriolan*, — ein verdächtiger Umstand. Hat vielleicht der Name *Virginius* die Erzählung hervorgerufen oder wenigstens stark gefärbt?

Die Berichte über die Zehnänner sind frei von aller theologischen Färbung und insofern glaubwürdig, aber — schon die Absendung der Gesandten nach Athen und anderen griechischen Städten ist höchst unwahrscheinlich. Der Charakter der Gesetze der zwölf Tafeln entspricht durchaus nicht den griechischen, „wie denn auch Cicero sie für unendlich vortrefflicher hielt als diese und in seiner Schrift *de republica* 2. 36 die vorgebliche Gesandtschaft nach Athen in keiner Weise erwähnt. Auch bei keinem einzigen griechischen Autor findet sich irgend eine Andeutung, daß diese in Athen oder sonstwo in Griechenland gewesen“ (Lewis a. a. O. II. S. 177). *Selivore* in seinem *Commentarius de legibus XII tabularum patria*, Löwen 1827, „zeigt, daß die Zwölf Tafelgesetze in sehr wesentlichen Punkten von den solonischen abweichen, und daß, wo eine Übereinstimmung zwischen beiden sich vorfindet, diese Ähnlichkeit entweder zufällig oder in der gleichartigen Natur der menschlichen Verhältnisse begründet ist“. Schwengler; *Römische Geschichte* III. S. 19. *) Die Thaten des Appius, wie sie uns erzählt werden, passen sehr gut in einen Roman, aber nicht in die Geschichte.

*) Cicero erwähnt jedoch, daß solonische Gesetze in die 12 Tafeln aufgenommen worden sind, *de legibus*, Kap. 23. u. 25, bzw. § 59 u. 64, speziell über Leichenbegängnisse.

Den Camillus gar scheint eine antike Louise Mühlbach unter den Händen gehabt zu haben; die hübschen Antworten, die theatralischen Situationen jagen einander förmlich in seiner Geschichte. — Dabei zeigt sich uns wieder der schon erwähnte Mangel an Originalität; die Geschichte der Eroberung von Beji (396 v. Chr.) z. B. erinnert schmerzlich an diejenige von Troja; beide dauern zehn Jahre: bei beiden wird von außen ein Tunnel nach einem Tempel gegraben, was ohne Kenntnis des Kompasses einfach unmöglich ist (Niebuhr II. S. 233 ff.); während man eher hätte glauben sollen, die vollreiche Stadt wäre nach so langer Belagerung durch Hunger zur Übergabe gezwungen worden; aber davon wird kein Wörtchen erzählt. Livius verliert bei dem Bericht über die Einnahme zuletzt die Geduld:

„Hier bekommt eine Sage einen Platz: Als der König der Vejenter geopfert habe, habe die Versicherung des Opferschauers, daß dem der Sieg beschieden sei, der die Eingeweide dieses Opfertieres den Göttern vorlegen werde, die römischen Soldaten, die dies in der Mitte gehört hätten, bewogen den Gang zu öffnen, das Opfersfleisch zu rauben und zum Diktator (Camillus) zu bringen. Bei Erzählungen von so hohem Alter will ich zufrieden sein, wenn man das für wahr annimmt, was allenfalls wahrscheinlich ist. Was sich aber, wie diese Angabe, mehr mit der Darstellung auf der Bühne, welche Abenteuer willkommen heißt, als mit der Glaubwürdigkeit verträgt, das zu erhärten oder zu widerlegen verlohnt sich nicht der Mühe“ (5, 21).

Als Camill die Stadt Falerii belagerte, soll ein Lehrer vornehmer Knaben seine Schüler verräterischer Weise in das römische Lager geführt haben, worauf Camill den Knaben Ruten giebt, womit sie den Lehrer in die Stadt zurück treiben; durch soviel Edelmut gerührt, unterwirft sich dann die Stadt den Römern (393 v. Chr.), (Livius 5, 26—27, Dionysios von Hal. 13, 1—2 u. a.); diese Geschichte, die oft gemalt worden ist, muß, denke ich, aus einem römischen Schulbuch, einer Art „Kinderfreund“ herkommen oder aus einem antiken „Töchteralbum“. Denn 37 Jahre später erschienen die Falisker, verbündet mit Tarquinii als Roms offene Feinde; nicht wie Rebellen, sondern als ein unabhängiges Volk. Überhaupt sind die Erzählungen von der Rechtlichkeit, Groß-

mut, Gemütlichkeit und Milde der Römer meistens Fabeln; Leute, welche reich werden oder sonst große Erfolge aufzuweisen haben, sind meistens unliebenswürdig, häufig sogar unausstehlich — und nur dann angenehm, wenn es in ihr Geschäft paßt. Ihr Erfolg summiert sich zum Teil aus kleinen Rücksichtslosigkeiten, die einzeln nicht geradezu strafbar sind und aus großen Brutalitäten, welchen sich niemand entgegenzustellen magt. Auch ein bißchen Verlogenheit gehört dazu — *you cannot institute without peril of charlatan* (Emerson; *Representative Men*; Artikel Platon).

Drei Jahre später fällt die Schlacht an der Allia (390 v. Chr.) und gleich darauf die Besetzung Roms durch die Gallier, welche rauhe Wirklichkeit sich die Römer nachher, so gut es ging, glatt geleckt haben. Eine Anzahl Greise, man sagt 80, bleiben (Plutarch, Camillus 21) nach der Flucht der meisten Bewohner auf ihren Stühlen auf dem Forum unbeweglich sitzen und werden für Götter oder Bildsäulen gehalten (!); einer wird von einem skeptischen Gallier am Barte gezupft, erwidert diese Neckerei mit einem Stoßschlage; dann große Mezelei. Nach Livius erwarteten die Greise aber in den Vorhöfen ihrer Häuser den Tod, was weniger dramatisch ist; Diodor weiß von der ganzen Geschichte nichts. Der am Barte zupfende Gallier ist wirklich der einzige, mit dem man einigermaßen sympathisieren kann in der ganzen Nummerei. Es wird wohl richtig sein, was Polybios Buch I. Kap. 6 erzählt, daß die Römer die Gallier durch tausend Pfund Gold zum Abzuge bewogen haben. Das *vae victis* des Brennus mag wirklich gesprochen worden sein, aber das Wort des Camill: „Weg mit dem Golde! mit dem Eisen erkaufte der Römer sein Vaterland“ ist viel zu rhetorisch, als daß es historisch sein sollte. Die ganze sehr dramatische Entsetzung Roms durch Camillus, sowie seine vorherige Ernennung zum Diktator werden jetzt wohl einstimmig ins Reich der Fabel verwiesen —; die Gallier zogen ab, weil die Veneter ihr Land angegriffen hatten;

— ebenso auch die Lesart, daß er das Gold, welches die Römer den Galliern ausgeliefert hatten, oder gar doppelt so viel denselben wieder abgenommen. (Auch sein prunkender Triumphzug mit vier weißen Rossen ist möglicherweise erfunden, anfangs vielleicht um ihn zu verherrlichen, wobei noch zu erwähnen ist, daß meistens erzählt wird, er hätte ihn nach der Eroberung von Beji gehalten, bei Diodor aber, nachdem er den Galliern das Gold wieder abgenommen.) Das Ereignis und die dazu passende Phrase treffen fast nie zusammen. Wenn aber doch die Phrase zu gleicher Zeit gesprochen wird, so ist's gewöhnlich mit dem Ereignis nicht ganz richtig, wie z. B. das *n'ayant pas pu mourir* bei Sedan 1870. Die Nachricht endlich von der vollständigen Zerstörung der Stadt durch Feuer ist mit der, daß die Gallier dann noch sechs Monate in derselben verblieben, schwer zu vereinigen. — Die Sage vom Curtius ist bekannt, der in eine auf dem Forum plötzlich entstandene Erdspalte zu Pferde hinein sprang (362 v. Chr.), worauf selbige sich schloß, damit das Wort der Auguren sich erfülle, der Abgrund werde verschwinden, wenn Rom sein kostbarstes hineingeworfen. Sie ist nicht einmal originell, sondern einer phrygischen Sage nachgebildet, welche Plutarch, Parall. 5 erwähnt. Livius erzählt die Geschichte auch, brummt aber stark dabei.

Eine Erfindung ist wohl der siegreiche Zweikampf des Titus Manlius Torquatus, (Livius 7, 10) in einer Schlacht ca. 360 v. Chr., mit einem stämmigen Gallier, dem er eine goldne Kette abgenommen. Polybios weiß nichts davon; sie dürfte zu dem Beinamen erfonnen worden sein; denn dergleichen Geschichten zur Erklärung von Beinamen spielen bei den Römern ungefähr dieselbe Rolle wie später im Mittelalter die Wappensagen.

Unter den Belägen seiner Lehre von der Erblichkeit der Eigenschaften, nach welcher unter anderm der Charakter vom Vater erbt, führt Schopenhauer auch auf, daß Publius

Decius Mus, sein Leben den unterirdischen Göttern weihend, mit verhülltem Haupt in das Heer der Latiner gesprengt sei, so den Seinen durch Aufopferung seines Lebens den Sieg verschaffend und daß etwa 40 Jahre später sein Sohn, gleichen Namens, dasselbe gethan hätte. Grade dieser Teil der römischen Geschichte ist aber sehr entstellt. Der Vater soll die Heldenthat 340 v. Chr., der Sohn 295 bei Sentinum vollbracht haben; und selbst vom Enkel wird ähnliches, in der Schlacht bei Asculum, erzählt (s. jedoch Niebuhr III. S. 588); zwei von diesen (Cicero; Tuscul. I. 37, de Fin. II. 19, de senectute 13) hat man jedenfalls irrtümlich mit dieser Handlung geschmückt, verleitet durch die Identität des Namens, und mit diesem Belag Schopenhauers für seine Lehre ist es nichts.

Um 321 ereignete sich der Unfall in den Caudinischen Pfaffen, wo nach Livius die Samniter unter Cajus Pontius die Römer wie in der Mausefalle fingen. Aus anderen Quellen, sowie aus dem Text des Friedensvertrages geht jedoch hervor, daß in Wirklichkeit nach heißem Kampfe eine furchtbare Niederlage der Römer stattgefunden haben muß, welche Livius vertuschen will. Auch das Ratfragen beim Herennius, dem alten Vater des Cajus Pontius ist entweder eine bloße Sage, oder doch die Antwort des Vaters bei Livius, man solle die Gefangenen entweder ganz freilassen ohne alle Demütigung oder alle töten, ganz entstellt; sie mußten, statt bis zum Friedensabschluß gefangen zu bleiben, nur nach Auslieferung ihrer Waffen zc. durchs Joch gehen (nicht kriechen), was durchaus nichts Furchtbares, sondern damals in dergleichen Fällen übliche Sitte war. Nur um ihre geradezu schandbar niedrige Gesinnung, mit welcher sie den Cajus Pontius, als er später besiegt in ihre Hände fiel, hinrichten ließen, wenigstens einigermaßen in ein günstigeres Licht zu rücken, haben die Römer später dieses durch das Joch gehen als eine unerhörte Demütigung darzustellen versucht, vor der denn schon der Vater des von ihnen hingeschlachteten gewarnt haben

muß. Was die Römer zur Befriedigung ihrer Eitelkeit sonst noch über diesen Krieg und seine Folgen zusammengelogen haben, möge man bei Niebuhr (III. S. 252 ff.) weiter nachlesen.

Die Nachrichten über den Einfall des Königs Pyrrhos in Unteritalien und seine Begegnungen mit dem römischen Feldherrn Fabricius enthalten auch manche hübsche Antithesen und einen Aufwand von Ehrlichkeit und Edelmut, wie er wohl sonst nur in schlechten Romanen und Schauspielen vorkommt; eine Schulvorschriften-Moral, so recht geeignet, um in Quarta vorgetragen zu werden; Mommsen bemerkt, wohl weil Pyrrhos der erste Grieche war, der den Römern im Kampfe entgegentrat. Unhistorisch ist gleich zu Anfang das doch an zu plumper Zweideutigkeit leidende und von Cnnaus dem in Delphi dem Kroisos (s. S. 51) erteilten Spruche nachgeahmte Orakel: *Ajo te Aeacida Romanos vincere posse*, woran schon Cicero zweifelte (*de divinatione* II. 56). (Cassius Dio in einem Fragment erzählt, das Orakel in Dodona hätte den Pyrrhos geantwortet, wenn er nach Italien übersehe *Ῥωμαίους νικήσειν*, zu deutsch etwa: dann würde ein „Römersieg“ erfolgen.) Der König mag wohl seine Siege über die Römer für sich einer objektiven Kritik unterworfen haben, „wenn er auch nicht so thöricht war, wie die römischen Poeten nachher gedichtet haben, in der Aufschrift des von ihm in Tarent aufgestellten Weihgeschenktes diese Selbstkritik dem Publikum mitzuteilen.“ „Mit solchen Soldaten,“ soll sich der König ausgedrückt haben, „wäre die Welt mein und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre.“ So berichtet Zonaras. Sehr hübsch, sehr bühenmäßig und — sehr fraglich, indem der kluge König schwerlich sein eigenes tapferes Heer so beleidigt haben wird und man für sich selbst kaum solche Pointen macht. Auch seine Antwort an einen Gratulanten nach der Schlacht bei Asculum: „Noch einen solchen Sieg und ich bin verloren,“ oder wie Diodor XXII. etwas weniger zugespitzt berichtet: „wenn ich in noch einer Schlacht die Römer

besiege, so wird mir von den Truppen, die ich herübergebracht kein Mann übrig bleiben“, woher der sprüchwörtliche Ausdruck „Pyrrhosstieg“, ist aus demselben Grunde mindestens unwahrscheinlich.

Sein Wetteifern mit Fabricius in Ritterlichkeit geht nach den Berichten ins Weite. Es sollen römische Gesandte vor dem Könige erschienen sein, um Auswechslung der Gefangenen zu bitten. Der König verweigert es, giebt den Gefangenen aber Urlaub nach Rom zur Feier der Saturnalien im Schoße ihrer Familien zu gehen. Falls der Senat seine Friedensbedingungen annähme, wären sie frei; andernfalls geben sie ihr Wort in die Gefangenschaft zurückzukehren. Der Senat genehmigte die Vorschläge des Königs nicht, „läßt Todesstrafe für den verkündigen, der seinem Worte untreu würde; also daß kein einziger unter irgend einem Vorwand zurückgeblieben sein soll.“ Man kann auf diese Schullesebuch-Geschichte das Wort anwenden, welches der General Bosquet im Krimkrieg am Tage der Schlacht bei Balaklava, 25. Okt. 1854, gesprochen haben soll: *C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre.* Niebuhr macht darauf aufmerksam, daß die angegebene Erzählung bei Appian steht (Samm. X.) und bei Plutarch (Pyrrhos, Kap. 20), andere aber ganz anders berichteten, daß Pyrrhos die Gefangenen unbedingt freigegeben, was wenigstens Sinn und Verstand hat. (Näheres Niebuhr III. S. 587.) Die Berichte über die Schlacht bei Asculum, wie sie aus Dionysios in Dio und von da in Zonaras übergegangen sind, haben vollkommen das fabulose Gepräge des Timaios, z. B. gleich die freundschaftliche Erörterung, wer unbehindert über den Fluß kommen soll, „damit bloß die Tapferkeit um den Preis kämpfe!“ (Droysen, Geschichte des Hellenismus, III. 157.)

Ein Vertrauter des Königs soll den Römern schriftlich angeboten haben, seinen Herrn zu vergiften, Fabricius aber den Brief an Pyrrhos geschickt haben. Aulus Gellius (N. A. III. Kap. 8) erzählt, nach Claudius Quadrigarius, die römischen Konsuln hätten dem Könige mittelst eines Briefes gewarnt

und teilt den Wortlaut desselben mit. Pyrrhos soll darauf nach andern ausgerufen haben: „Oher könnte die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden, als Fabricius vom Wege der Rechtschaffenheit“. Die erste Hälfte der Phrase ist wieder einmal ein Plagiat an der Antwort der Athener, welche sie dem von Mardonios gesandten Alexandros dem Philhellenen, Könige der Makedonier, in Gegenwart der spartanischen Gesandten erteilten, als er ihnen den Vorschlag des Mardonios vorgetragen hatte, zu den Persern überzutreten. An der Handlung des Fabricius ist aber gar nichts großes, indem es doch kein besonderes Lob verdient, eine Niederträchtigkeit von sich gewiesen zu haben; außerdem aber findet sich in den verschiedenen Lesarten über diese beabsichtigte Vergiftung ein so betäubendes Durcheinander, daß man nicht anders als Niebuhr beistimmen kann, wenn er (III. S. 595 ff., wo die verschiedenen Berichte angegeben werden) zuletzt meint, daß beide Teile das Gerücht nur verbreitet hätten, um einen anständigen Vorwand zur Anknüpfung neuer Unterhandlungen zu erhalten, gerade wie Fox und Napoleon I. 1806. Wir erwähnen hier zugleich, daß nach Plutarch (Pyrrhos 34), der König nach seiner Rückkehr nach Griechenland bei der Einnahme von Argos angekommen sein soll, indem ihm eine arme Frau mit beiden Händen von einem Dache aus einen Ziegel auf den Kopf warf, als sie den König im Handgemenge mit ihrem Sohn erblickte. Justinus (XXV. cap. 5) jedoch weiß nichts von einem Kampfe innerhalb der Stadt; nach ihm ist Pyrrhos beim Sturm auf die Mauern angekommen. (Vergl. Droysen, Gesch. d. Hellenismus III. S. 218.)

Wir kommen zu den punischen Kriegen; auch sie hat der Treppenwitz der Weltgeschichte nicht verschont. Der Militärstaat besiegt schließlich den Handelsstaat; die uns vorliegenden Berichte stammen alle aus römischen Quellen: daher der Ausdruck „fides Punica“; hätte Karthago gesiegt, würde es „fides Romana“ geheißen haben. — Von der Treulosigkeit des Siegers

darf eben nachher nicht gesprochen werden. — Der Konsul Marcus Atilius Regulus, durch den karthagischen Heerführer, den Spartaner Xanthippos vor den Mauern Karthagos 255 v. Chr. geschlagen und gefangen genommen, soll von den Karthagern zur Vermittelung eines Friedens nach Rom gesandt, dort jedoch den Frieden widerrufen haben, dann nach Karthago zurückgeführt und unter schauerhaften Martern getötet worden sein. Mommsen sagt darüber (I. S. 531):

„Unter den wenigen Gefangenen war der Konsul selbst, der später in Karthago starb; seine Familie, in der Meinung, daß er von den Karthagern nicht nach Kriegsgebrauch behandelt worden sei, nahm an zwei edlen karthagischen Gefangenen die empörendste Rache, bis es selbst die Sklaven erbarnte und auf deren Anzeige die Tribunen der Schändlichkeit feuerten. Weiter ist über des Regulus Ende nichts mit Sicherheit bekannt; selbst seine Sendung nach Rom, die bald 503 bald 513 (der Stadt) gesetzt wird, ist sehr schlecht beglaubigt. Die spätere Zeit, die in dem Glück und Unglück der Vorfahren nur nach Stoffen suchte für Schokolade, hat aus Regulus das Prototyp des unglücklichen, wie aus Fabricius das des dürftigen Helden gemacht und eine Menge obligat erfundener Anekdoten auf seinen Namen in Umlauf gesetzt; widerwärtige Flitter, die übel kontrastieren mit der ersten und schlichten Geschichte.“

Desgleichen bemerkt C. Neumann: das Zeitalter der punischen Kriege; Breslau 1883:

„Es ist eine bekannte Erzählung, daß die Karthager ihn 251 oder 250 nach Appian (*Σικελική*, 2, 1) oder nach desselben *Αιβική* 4 erst 241 zu Verhandlungen nach Rom geschickt haben sollen, indem sie ihm die eidliche Versicherung abnahmen im Falle des Mißlingens wieder in die Gefangenschaft zurückzuführen. Trotzdem soll Regulus den Abschluß des Friedens widerrufen haben, und wieder nach Karthago zurückgeführt sein. — Die Erzählung ist im einzelnen romanhaft und in deklamatorischer Weise ausgeschmückt; sie erweckt schon hierdurch Verdacht. Es ist auch sonst nicht recht denkbar, daß die Karthager sich eingebildet haben sollten durch die Vermittelung dieses Mannes sich günstige Bedingungen erwirken zu können; sie konnten zu dem Zweck gewiß keinen schlechteren Fürsprecher wählen. . . . Man hat von dieser Mission gesprochen, um eine Anlehnung für die Fabeln zu gewinnen, die man aus andern Gründen über das Ende des Regulus zu verbreiten für zweckmäßig hielt.“

Die Rede, welche Regulus bei dieser Gelegenheit in Rom gehalten haben würde, muß übrigens ein willkommenes Thema für die späteren Rhetorenschulen gewesen sein, welche in ihren sogenannten Kontroversen in der Ausmalung der Kollision der Pflichten schwelgten, wovon Friedländer in seinen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ (Leipzig 1871, Band I, S. 287 ff.) sehr ergötzliche Beispiele giebt. Vielleicht ist die ganze

Sendung nach Rom eine Erfindung dieser Rhetorenschulen. Regulus hatte durch seinen Hochmut, durch seinen unzweideutig ausgesprochenen Willen Karthago als politische Macht zu vernichten, den Zorn der Einwohner aufs äußerste gereizt. Dennoch schützten ihn später einige vornehme Karthager gegen die Beleidigungen des Pöbels. Über die Martern, denen man ihn nach seiner angeblichen Rückkehr aus Rom unterworfen, giebt es verschiedene Lesarten, die sich gegenseitig an Gräßlichkeit zu überbieten suchen.

Die älteste Quelle darüber ist nach Ranke (Weltgeschichte) der Consul C. Sempronius Tuditanus (129 v. Chr.), welcher nach Gellius (*Noctes atticae* VI. 4), erzählt, Regulus wäre durch Schlafberaubung getödet worden; er läßt ihn vor dem Senat behaupten, daß ihm die Karthager ein schleichendes Gift beigebracht hätten. Die Nachricht über das patriotische Verhalten des Regulus steht bei Zonaras (nach Dio). Polybios weiß überhaupt nichts von diesen Vorgängen, woraus schon Paulmier (Schweighäuser, *Appian* III. 313 ff.), Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Erzählung hergeleitet hat und bei Livius fehlt das betreffende 18. Buch, während in der erhaltenen Inhaltsangabe zwar die Hinrichtung, aber nichts von den Martern erwähnt wird. Die Schauergeschichte findet sich aber bei Cicero, *de officiis* I. 13 und 3. 26 und *de finibus* 2. 20 u. 5. 27, sowie bei Valerius Maximus 9. 2, 1 und bei späteren, namentlich bei Tzetzes, *Chiliaden* III. 356, angeblich nach dem (verlorenen) 24. Buche des Diodor; nach Gellius hatte sie auch Lucius Aelius Tubero, Ciceros Freund in seinem Geschichtswerk. Danach erkennt man, daß die Ursache der böshaftern Erfindung, — welcher übrigens die allen Semiten eigene Rachsucht und Grausamkeit der Karthager entgegen kam, — diese war, jene vorerwähnte schändliche Behandlung zweier karthagischer Gefangenen durch die Frau des Regulus, wenn nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu entschuldigen oder zu erklären. (Die erste Arbeit des englischen Freidenkers

John Toland war eine Abhandlung, nach welcher der tragische Tod des Regulus eine Fabel gewesen. Vergl. auch D. Jaeger, Über das Schicksal des Regulus; Köln 1878, Gymnasial-Programm.)

Über den Kanthippos äußert sich Mommsen I. S. 529, Note.

„Der Bericht, daß zunächst des Kanthippos militärisches Talent diesmal Karthago gerettet habe, ist wahrscheinlich gefärbt; die karthagischen Offiziere werden schwerlich auf den Fremden gewartet haben, um zu lernen, daß die leichte afrikanische Kavallerie zweckmäßiger auf der Ebene verwandt werde als in Hügeln und Wäldern. Von solchen Wendungen, dem Echo der griechischen Wachtstube nge spräche, ist selbst Polybios (I. 32) nicht frei. — Daß Kanthippos nach dem Siege von den Karthagern ermordet worden sei, ist eine Erfindung: er ging freiwillig fort, vielleicht in ägyptische Dienste.“

Sene „Wachtstube ngespräche“ machen ihn zu der theatralisch dankbaren Figur eines deus ex machina oder Erlösers, der mit einem leicht verständlichen Stichwort den anscheinend hoffnungslos verschlungenen Knoten „spielend“ entwirrt.

Auch den Archimedes, den Verteidiger von Syrakus gegen den Consul Marcellus, hat man mit allerhand Glittern bedacht, obgleich ein so außerordentlicher Mann ihrer am wenigsten bedurfte. So soll er bei dieser Verteidigung die römischen Schiffe mit Brennsiegeln angezündet haben.

„Polybios (fast ein Zeitgenosse), der die Belagerung von Syrakus ausführlich beschreibt, weiß überhaupt nichts von einer Verbrennung der Flotte, ebensowenig Livius oder Plutarch; die Nachricht davon steht zuerst bei Lukian in dessen Sippias und bei Galenos, welche berichten, daß Archimedes durch künstliche Mittel, durch Zündwerk, die Flotte vernichtet habe: daß Brennspiegel dabei angewandt seien, sagt mit Bestimmtheit keiner von beiden. Der erste, welcher erwähnt, daß Archimedes die Flotte der Römer mittelst der Sonnenstrahlen verbrannt habe, ist Anthemios in seiner Schrift „Mechanische Paradoxen“, berühmt durch die Erbauung der Sophienkirche unter Justinian I. im 6. Jahrhundert; er bezweifelt aber, daß es auf Schußweite eines Bogens mit einem Brennspiegel geschehen könne, und schlägt daher vor, mehrere ebene Spiegel so zu kombinieren, daß sie die auffallenden Sonnenstrahlen nach einem Punkt hin reflektieren. Eigentlich sind es erst Zonaras (IX. 5 S. 210, 6, ed. Bonn), Tzetzēs (Chiliaden, II, 35, beruft sich auf Diodor und Dio) und Eusebios, byzantinische Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, durch welche die Sage, daß Archimedes die römische Flotte durch Brennspiegel verbrannt habe, in Umlauf gebracht ist. Ebenso unwahr ist die Erzählung des Zonaras XIV. 3), Vol. II. S. 55 ed. Paris), daß Proklus die Flotte des Vitalianus, der unter dem Kaiser Anastasius (reg. 491—518) Konstantinopel belagerte, durch Spiegel verbrannt habe. Es ist diese Geschichte schon um deshalb nicht glaublich, weil Anthemios nichts davon erwähnt und doch gerade er die Erzählung über Archimedes wahrscheinlich zu machen gesucht hat.“

— Was übrigens beide Begebenheiten von vornherein sehr unwahrscheinlich macht, ist die große Schwierigkeit der Anfertigung von Hohlspiegeln, die in bedeutender Entfernung zünden und der Umstand, daß es bei größerer Nähe wirksamere Mittel giebt eine Flotte in Brand zu stecken.“ (Foggen Dorf, Geschichte der Physik; Leipzig 1879 S. 21 f.)

Aus der Thatfache, daß Archimedes eine Abhandlung über Brennspiegel geschrieben und dem Bericht über die Verbrennung der Flotte haben die effekthaschenden Erzähler später wohl die Sage kombiniert, wie schon Montucla in seiner *Histoire des mathématiques* vermutet. Ranke in seiner Weltgeschichte (II. S. 238 Note) ist jedoch auffallend milde gegen die Anekdote gestimmt; und erinnert daran, daß Zonaras, der überhaupt aus Dio Cassius geschöpft, diesen in der oben erwähnten zweiten Stelle ausdrücklich erwähnt. Die Stelle, wo die Brennspiegel gestanden haben sollen, wird noch heute in Syrakus gezeigt. — Ob das von Simplicius überlieferte *δός μοι πᾶσθαι καὶ κινῶ τὸν γᾶν*: „gebt mir worauf ich stehe, und ich bewege den Erdball“ historisch ist? Ist es wahrscheinlich, daß der scharfsinnige, so merkwürdig klar-geistige Mann sich dieser ziemlich tolpatschigen, unbestimmten Phrase bedient habe? Nach Plutarch (Marcellus, Kap. 14) lautete sie übrigens: „wenn ich noch einen Erdball hätte, so wollt' ich diesen von jenem aus in Bewegung setzen“. Dem römischen Soldaten, welcher ihn tötete, soll er, in seinen Studien, und Linien auf den Boden zeichnend, überrascht, das bekannte Wort zugerufen haben: „Noli turbare circulos meos“. Büchmann bemerkt jedoch in seiner zwölften Auflage, daß dies Wort erst aus dem lateinischen Lesebuche von Gedike und den *lectiones latinae*, dem Anhang zur Broederschen lateinischen Grammatik stammt und in einer noch früheren, daß Lübkers Reallexikon drei Stellen bei diesem Wort angebe, wo es nicht stehe; Cicero fin. 5. 19. 50. Livius 25. 31. Valerius Maximus 8. 7. An dieser letzten Stelle steht jedoch etwas ähnliches; Valerius Maximus läßt den Archimedes ausrufen: „Noli, obsecro, istum (den Staub, in den die Figuren gezeichnet waren) disturbare“.

Also 30 Jahre nach Christi Geburt erscheint diese Anekdote über das Ende des genialen Mathematikers zuerst, über welches Plutarch im „Marcellus“ Kap. 19 u. sonst allein drei verschiedene Berichte hat. Archimedes hatte auch entdeckt, wenn bei einem Kegel, einer Kugel und einem Cylinder die Höhe des ersten und dritten dem Durchmesser der zweiten und die Basis des Kegels und des Cylinders dem größten Kreise der Kugel gleich sei, daß dann der Inhalt dieser drei Körper sich verhalte wie 1 zu 2 zu 3. Auf seinem Grabmale, wird oft erzählt, sollen daher ein Kegel, eine Kugel und ein Cylinder in Gold und von den angegebenen Dimensionen angebracht gewesen sein. Cicero (Tuscul. 5. 23.), der das Grab wieder auffand, berichtet jedoch nur von einer Kugel und einem Cylinder, welche auf dem Grabmal eingraviert waren. Das Gold und der Kegel sind spätere Zusätze für Jugendschriften. —

Ein Grab des Archimedes wird übrigens noch heute gezeigt; es dürfte aber erst aus dem 19. Jahrhundert stammen.

Diese Jugendschriften enthalten auch häufig Abbildungen wie Hannibal auf Wunsch seines Vaters als neun-jähriger Knabe am Altare kniet, den Römern ewigen Haß zu schwören. Die erste Nachricht davon steht bei Polybios III. 11; der König Antiochos von Syrien soll den an seinem Hofe als Flüchtling lebenden Hannibal wegen der diesem von den römischen Gesandten erwiesenen Aufmerksamkeit mit Argwohn behandelt haben; diesen Argwohn zu dämpfen soll dann Hannibal, da seine verschiedenen Versicherungen nicht viel fruchteten, die Erzählung dieses Schwures, daß er niemals ein Freund der Römer werden wolle, als letzten Trumpf mit Erfolg ausgespielt haben; niemals — bemerken gewöhnlich die Schulbücher — ist ein Schwur treuer gehalten worden. Livius XXI. 1, 4 hat den Ausdruck etwas stärker; Hannibal schwört, sobald er könne, ein Feind des römischen Volkes zu werden. Appian (Iberica c. 9.) bezeichnet die Erzählung als eine Sage.

Von der Erzählung, daß Hannibal die Alpen mit Essig habe zerfressen lassen, um so einen Pfad für sein Heer zu erhalten, weiß Polybios, — der selbst die Alpen bereist hat (III. 48, Schluß) — durchaus nichts; er tadelt aber die Übertreibungen und Fabeln, welche schon zu seiner Zeit betreffs des Übergangs Hannibals über die Alpen erzählt wurden. Ein Heros soll demselben den Weg gezeigt haben, während der geniale Karthager sich vorher wohl über alles unterrichtet hatte und kundige — menschliche Wegweiser und Führer überall benutzte (III. 47—56, besonders 55). Wohl waren schon vorher große Heere über die Alpen nach Italien heruntergestiegen, aber in so schneller und erstaunlicher Weise mit Reiterei und Elefanten noch keines, „so daß gerade Hannibals Übergang bald im Munde des Volkes eine legendenhafte Gestalt annahm und eine ins Übernatürliche spielende Umformung erfahren mußte“. Darum heißt es bei Livius (21, 37), — allerdings nur von einer Klippe, — der einzigen, über welche der Weg möglich war: *struem ingentem lignorum faciunt, eamque, quum et vis venti apta faciendo igni coorta esset, succendunt ardentiaque saxa infuso aceto putrefaciunt*. Zu vergleichen Appian (*de bello Hann.* 4), der von Wasser und Essig spricht; Juvenal 10, 153 (wo sogar der Essig allein ohne das Feuer als das die Berge sprengende Mittel bezeichnet wird), Ammianus Marcellus 15, 10, 11, der hervorhebt, das nämliche Verfahren sei bei dem Bergbau in Spanien sowohl den Eingeborenen als auch den Puniern bekannt gewesen, sowie daß die Soldaten Hannibals wohl, ähnlich wie die römischen, Essig immer bei sich geführt hätten, um das Trinkwasser damit zu vermischen; deshalb sei die Nachricht an sich nicht unglaublich. (Baehler; die Löschung des Stahles bei den Alten; Wiesbaden 1885 S. 29 unten ff.)

Eine bessere Vermutung ist vielleicht folgende: die Felsen waren mit einem spitzen Werkzeug, d. i. mit Spitzhacken, durchschreitbar gemacht worden — also mit etwas Scharfem;

(vergl. acuo ich schärfe; acus die Nadel). Der volkstümliche, in unsern Wörterbüchern allerdings nicht enthaltene Name dieses Werkzeugs hatte vielleicht einen auffallenden Anklang an den des Essigs. Diese Erklärung scheint befriedigender als diejenige Henneberts *Histoire d'Hannibal*, II. vol, Paris 1878, der unter acetum einen Sprengstoff verstanden wissen will, sowie als die frühere André Dacier's, welcher meint, Hannibal hätte seinen Sapeuren tüchtige Nationen sauren Weines zukommen lassen, um sie zur Arbeit anzufeuern. Was dem wörtlichen Verständnis des Berichtes so sehr entgegenkam, ist die Thatsache, daß der Essig die einzige Säure ist, die den Griechen und den Römern bekannt war und daß sie sich daher schon von seiner zersetzenden und zerstörenden Kraft eine ganz übertriebene Vorstellung machten.

Gerade wie von der Gewalt des Essigs machten sich die Römer auch von der Wirkung der Zauberpolitik des Quintus Fabius bald eine übertriebene Vorstellung.

„Nicht der Zauberer hat Rom gerettet, sondern das feste Gefüge seiner Eidgenossenschaft und vielleicht nicht minder der Nationalhaß der Occidentalen gegen den phönizischen Mann“. (Mommsen I S. 609.)

Wie Livius XXII. 16, 17 die Kriegslist des Hannibal bei Casilinum erzählt, lautet sie albern für die Römer: Hannibal band seinen Ochsen Reiser an die Hörner, zündete diese an und ließ die Ochsen in die Berge zwischen die römischen Posten hinauftreiben; nun heißt es, die Römer hätten sie für Gespenster gehalten und wären entflohen. Das Wahre ist aber was Polybios III. 93, 94 erzählt. Nichts war gewöhnlicher unter den Alten, als des Nachts bei Windlichtern zu marschieren; als nun die römischen Posten Fackeln zwischen sich in der unbefetzten Gegend sahen, glaubten sie, die Karthager brächen durch und zogen schleunig auf die vermeintliche, gefährliche Stelle hin, ihnen den Weg jenseits zu sperren. Während dessen waren die übrigen Karthager dicht an die Pässe gerückt und stürmten die verlassenen Posten und so zog sich das ganze Heer ohne Verlust heraus; das römische Lager ging in Flammen

auf. (Vergl. Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte, Berlin 1847, Band II. S. 56.) — Die Keuschheit *Scipios*, des Gegners Hannibals, muß nicht zu nahe untersucht werden, damit sie nicht Schaden leide. Die Geschichte ist hübsch und wird auch oft bildlich dargestellt. Lassen wir sie daher passieren. (Vergl. Polybios X. 18, 19.) Valerius Antias erzählt nach Gellius N. A. VII. Kap. 8 das Gegenteil.

Sehr merkwürdig ist es, daß der so unendlich oft citierte Ausspruch des älteren Cato: „*Ceterum censeo Carthaginem esse delendam*“ sich in keinem alten lateinischen Schriftsteller nachweisen läßt, sondern nur griechisch bei Plutarch. Wer ihn zuerst in der jetzt üblichen lateinischen Form geschrieben, kann nicht angegeben werden.

Von demselben Cato stammt noch eine Geschichte, von der man sich nur wundern muß, daß sie noch nicht zu einem Operetten-Libretto verwendet worden. Sie ist uns überliefert durch Aulus Gellius (N. A. I. 23) und Macrobius (Saturnalia I. 6). Es ist diejenige vom Papius Praetextatus (toga praetexta, die Knaben-Toga); der Beiname, ursprünglich vielleicht wie Scaevola (s. S. 135) ein Spottname, ist wohl Veranlassung zur Entstehung der Geschichte gewesen. Cato soll sie, nach Gellius, in seiner Rede „vor den Soldaten gegen Galba“ angebracht haben; es sollen nämlich die römischen Senatoren die Sitte gehabt haben, auch schon ihre unerwachsenen Söhne mit in die Ratsversammlung zu nehmen. Als nun einmal der junge Papius auch so mitgenommen worden, soll eine wichtige Angelegenheit zwar beraten aber nicht erledigt und deshalb allen Anwesenden das tiefste Stillschweigen auferlegt worden sein. Nachdem der Knabe dann nach Hause gekommen, soll die Mutter ihn aus Neugierde so lange gequält haben, bis er endlich, um Ruhe zu haben, ihr erzählt hätte, es wäre darüber beraten worden, ob nicht in Zukunft ein Mann sich zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer nehmen könnte. Kaum hat sie dies er-

fahren, heißt es weiter, so stürzt sie fort zu ihren Freundinnen und erzählt die Schauer Geschichte. Am nächsten Tage ist der Senat nicht wenig überrascht, als ein Schwarm Weiber in das Sitzungslokal bringt und unter Thränen fleht, man möchte doch lieber gestatten, daß eine Frau zwei Männer, als daß ein Mann zwei Frauen nehmen dürfe, bis dann endlich der Knabe hervortritt und den Irrtum erklärt. Hierauf hätte der Senat beschlossen, daß Knaben nicht mehr in die Sitzung mitgebracht werden dürften mit Ausnahme des jungen Papirius. — Polybios, dem die Gabe der göttlichen Grobheit nicht ver sagt war, bemerkt III. 20 (nicht II. 20), wahrscheinlich mit Beziehung auf diese Geschichte: „Die Erzählung, daß Väter ihre Söhne von zwölf Jahren an mit sich in den Senat gebracht und diese, unterrichtet von den Ratschlüssen nicht einmal ihren Anverwandten etwas von dem, was geheim bleiben sollte, verraten hätten — sei so unwahrscheinlich als unwahr; es hätte denn, ‚beim Zeus‘, zu den anderen Gaben das Glück auch noch dies den Römern verliehen, daß sie gleich von Geburt an geschaut wären“. Schließlich meint er, „es sei Geschwätz für Barbierstuben passend“.

Auf Marius (156—86) soll in seiner Jugend, als er einmal unter einem Baume schlief, ein Adlernest mit sieben Jungen herabgefallen sein, was man später auf die sieben Konsulate gedeutet hat, welche er inne gehabt. Das Adlerweibchen legt aber garnicht so viel Eier. Plutarch (Marius Kap. 36) bezweifelt die Erzählung deshalb schon; sie ist also wohl auch nur vom Treppenwitz der Geschichte erfunden, der Prophezeiung zu Liebe. — Der sprüchwörtlich gewordene Lucullus soll im Jahre 74 v. Chr. die Kirfche aus Pontus, speziell aus der Stadt Kerasus nach Italien gebracht haben (Plinius H. N. 15, 25, Athenaios II. 50, Tertullian, Apologie 11). Dies kann sich aber nur auf eine besonders edle und neue Sorte beziehen; auch heißt die Frucht nicht nach der Stadt, sondern umgekehrt, wie schon Eustathios in

seinem Kommentar zur Iliade II. 853 erkannt, die Stadt nach ihrem Reichthum an Kirschpflanzungen. — Bei Julius Cäsar, als einem durchaus litterarisch gebildeten Mann, hat die passende Äußerung am passenden Ort schon größere Wahrscheinlichkeit. Das „*jaeta est alea*“ und das „*veni, vidi, vici*“ werden wohl vor der Kritik bestehen; Cäsar selbst zwar erwähnt sie nicht; wohl aber Plutarch beide und jenes auch Sueton; aber zwei ebenso bekannte Worte sind minder gefeit; das eine: „Du trägst den Cäsar und sein Glück,“ welches er zum Schiffer bei der stürmischen Überfahrt gesagt haben soll und das andere, sein letzter Ausruf, als er ermordet wurde: „*Et tu, Brute*“. Des ersteren Wortes erwähnt Cäsar nicht in seinen Kommentaren, auch sonst findet man bei den Alten immer nur angegeben: „Du trägst den Cäsar“, (Florus 4, 2 und Cassius Dio 41, 46), nur Plutarch (Cäsar 38) hat „und das Glück des Cäsar“, was aber nichts half, da der Steuermann doch schließlich umkehren mußte; über das zweite Wort weichen die Angaben der Alten zu sehr ab — Sueton und Plutarch lassen Cäsar sogar ganz schweigend hinsinken — als daß man diesem Ausrufe eines Sterbenden trauen sollte. Daß aber Cäsar vor Alexandrien vom Schiffe in voller Rüstung ins Meer gesprungen und dann und wann sogar wegen der auf ihn gerichteten Geschosse untertauchend, doch mit einer Hand seine Papiere über Wasser trocken haltend, ans Land geschwommen sei, ist ein solcher Unsinn, daß es unbegreiflich ist — indem Cäsar selbst nichts davon schreibt — wie man es dem Plutarch (Cäsar, Kap. 49), dem Cassius Dio 42, 40 und dem Sueton (Cäsar, Kap. 64) so oft hat nacherzählen können, wenn auch Camoens in ähnlicher Weise von sich berichtet, daß er, das Manuscript der Lustaden in einer Hand haltend, bei einem Schiffbruch das Ufer schwimmend erreicht habe. (Man zeigte auch die Höhle in Macao, wo Camoens sein Gedicht verfaßt haben soll, als Seitenstück zu der Höhle auf der Insel Salamis,

wo nach Philochoros der Tragödiendichter Euripides seine Dramen niedergeschrieben. (Gellius, Noctes Atticae, 15, Kap. 20.)

In Cäsars beiden auf uns gekommenen Schriften „über den gallischen Krieg“ und „über den Bürgerkrieg“ besitzen wir weniger Geschichtswerke als mit Meisterhand geschaffene politische Aufsätze, seine Handlungsweise vor dem römischen Volke zu rechtfertigen. Er hatte Gallien erobert, ohne vom Senat dazu beauftragt zu sein, weil er des Landes Tempelschätze brauchte.

„In Gallien raubte er die mit Weihgeschenken gefüllten Heiligtümer und Tempel der Götter aus und zerstörte die Städte öfter um der Beute als um eines Bergehens willen.“ (Sueton, Cäsar 54.)

Bei seiner Rückkehr nach Italien brachte er soviel Gold mit, daß dieses Metall bedeutend in seinem Preisverhältnis gegen Silber zurückging und sich auf 8.₉₃ : 1 stellte, während das gesetzliche Verhältnis damals 11.₉₁ : 1 war (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens; Berlin 1860, S. 463 f.). Davon natürlich erzählt Cäsar nichts.

Von den Mördern Cäsars berichtet Plutarch in dessen Leben (Kap. 69) u. a., daß Cassius sich mit demselben Dolche das Leben genommen habe, mit welchem er auf Cäsar zugestoßen habe, was etwas an Platens „verhängnisvolle Gabel“ erinnert; — allein im Leben des Antonius (Kap. 22) und in dem des Brutus (Kap. 43) hat er diese poetische Gerechtigkeit vergessen und erzählt, Cassius habe sich von seinem Freigelassenen Pindaros durch Abschlagen des Kopfes töten lassen. Daß „einige der Mörder Cäsars“ sich mit denselben Dolchen umbrachten, mit denen sie ihn getötet, erzählt übrigens auch Sueton (Cäsar 89). Porcia, die Frau des Brutus, soll sich durch Verschlucken glühender Kohlen getötet haben;

— und als sie sich allein sah, schlang sie Feuer;

das klingt sehr unglaublich. Martial setzt Asche an Stelle der glühenden Kohlen; vielleicht hat sie sich mit Kohlendunst erstickt.

Betreffs der Freundin Cäsars, der Kleopatra, hat Adolf Stahr auf die Unwahrscheinlichkeit einiger sehr bekannten Anekdoten aufmerksam gemacht. Kleopatra soll mit Antonius gewettet haben, sie werde in einer einzigen Mahlzeit die Summe von zehn Millionen Sesterzien (etwa 2,000,000 Mark) verzehren und um dies zu thun, eine ihrer beiden kostbarsten Perlen in Essig aufgelöst und getrunken haben. Als sie sich dann angeschickt habe, auch die zweite folgen zu lassen, soll ihr der zum Schiedsrichter der Wette bestellte Lucius Plancus, einer der Generale des Antonius, in den Arm gefallen sein und den Antonius für besiegt erklärt haben, ein Ausspruch, der später, wie der Erzähler (Plinius, H. N. IX. Kap. 35) hinzusetzt, als böses Omen angesehen wurde, „nachdem sich das Schicksal des Antonius erfüllt hatte“; allerdings lösen sich Perlen in scharfem Essig, jedoch wenn er kalt, erst in mehreren Stunden, in kochendem schneller, kleine Perlen in 8—15 Minuten; die ganze Geschichte ist aber wohl erfunden, vielleicht um die Prophezeiung hinterher daran anbringen zu können. Bei der Angabe eines andern Omens, nämlich, daß bei Actium das Flaggenschiff des Antonius durch einen kleinen halbfußlangen Fisch, Echeneis (Schiffhalter) genannt, angehalten sei, dem der Aberglaube solche Kraft zuschrieb (Plinius XXXII. 1), liegt das der Widersinnigkeit wegen am Tage. Stahr, der, so zu sagen, eine große General-Reinigung der römischen Kaisergeschichte unternahm, erwähnt auch einer sehr charakteristischen, von Plutarch berichteten Anekdote. Antonius hatte dem Octavian vor der Einnahme Alexandrias durch letztern noch ein glückliches Gefecht geliefert. In die Stadt zurückgekehrt, stellt er darauf seinen tapfersten Krieger der Kleopatra vor, welche demselben einen goldenen Helm und Harnisch als Ehrengabe überreicht.

„Der Mann nahm das Ehrengesent und desertierte noch in derselben Nacht ins Lager Octavians. Es ist ein poetischer Zug, der das Pathos der hoffnungslosen Lage des Antonius gesteigert hervorheben sollte, eines jener „Lichter“, wie es die Maler, auch die mit Worten malenden, ihren Gemälden aufzusetzen lieben.“

Endlich sind die Nachrichten über den Tod der Kleopatra sehr verschieden. Daß sie bei Lebzeiten an verurteilten Verbrechern Versuche über die Wirkung der Gifte angestellt, erzählt Plutarch (Antonius 71), welche Erzählung der Dichter Rabirius bis ins Grausenhafte übertrieben hat. Allein die Angaben der Alten über die Todesart der Kleopatra lauten verschieden. Gewisses weiß man nicht, da man sie schon tot und ihre beiden Kammerfrauen im Sterben fand. Im Triumphzug des Augustus ist aber ein Bild mit aufgeführt worden, auf welchem man die Kleopatra mit einer Natter auf ihrem Arm sah (Plutarch; Antonius, Kap. 86); denn dem Maler war der Tod vermitteltst eines Schlangensbisses der dankbarste Vorwurf.

Über die Abstammung der Römer von den Trojanern bemerkt Mommsen (S. 471):

„Von troischen Seefahrten weiß die ganze ältere Poesie nichts; bei Homer herrscht Aeneas nach Ilions Fall über die in der Heimat zurückbleibenden Troer. Erst der große Mythenwandler Stesichoros (632–553) führte in seiner „Zerstörung Ilions“ den Aeneas in das Westland, um die Fabelwelt seiner Geburts- und seiner Wahlheimat, Siziliens und Unteritaliens, durch den Gegensatz der troischen Helden gegen die hellenischen poetisch zu bereichern. Von ihm rühren die seitdem feststehenden dichterischen Umriffe dieser Fabel her, namentlich die Gruppe des Helden, wie er mit der Gattin und dem Söhnchen und dem alten, die Hausgötter tragenden Vater aus dem brennenden Iliion davongeht und die wichtige Identifizierung der Troer mit den sizilischen und italienischen Autochthonen, Aber der eigentliche Vollender der später geläufigen Fassung dieser Troerwanderung ist Timaios von Tauromenion auf Sizilien, der sein Geschichtswerk 262 v. Chr. schloß. . . . Auch ist bei ihm Dido Karthagos Gründerin und Rom und Karthago werden in demselben Jahre erbaut. Im wesentlichen kann die Erzählung nicht von Latium herübergenommen, sondern nur die eigene nichtsnutzige Erfindung der alten „Sammelvettel“ gewesen sein. . . Er war vollkommen dazu berufen aus der naiven Dichtung der älteren Zeit den wüßigen Brei zu kneten, welchem das Spiel des Zufalls eine so seltsame Celebrität verliehen hat.“

Diesem Spiel des Zufalls also verdankten es die Ilier, daß, als sich der König Seleukos von Syrien an den römischen Senat um Bündnis und Freundschaft bittend wandte (es ist nicht ganz sicher welcher Seleukos; nach Mommsen Seleukos Nikator [472 d. St.], nach Droysen Seleukos Kallinikos [507 d. St.]), der Senat beides in einem griechischen Briefe

versprach, falls der König die Ilier als Stammverwandte der Römer von allen Lasten befreien wolle (Sueton, Claudius; Kap. 25) und daß 189 v. Chr. nach dem Frieden mit Antiochus Syon für „frei“ erklärt wurde. — Ferner haben die Römer eine Gesandtschaft an die Atolier geschickt, sie möchten die Akarnanen in Ruhe lassen, da dies die einzigen Griechen wären, deren Väter nicht mit gegen Troja gezogen (Justinus 38, 1); die Zeit ist ungewiß. — Uns ist diese Abstammung jedoch am vertrautesten durch den Dichter Virgil, welcher das Geschlecht der Julier direkt von Aenäas herleitet; eine lächerliche Eitelkeit, welche die europäischen Herrscherfamilien bis ins Mittelalter hinein nachahmten. Lewis a. a. D., Teil I. S. 83 bemerkt:

„Virgil besonders, dessen Aeneide in hohem Grade das Gepräge eines zur Verherrlichung der julischen Familie geschriebenen Gedichtes eines Hofpoeten an sich trägt, erschöpft seinen Scharfsinn darin, dies Geschlecht und die Thaten des Augustus mit der ältesten Sagen Geschichte Roms zu verbinden.“

Viel eher kann man es dem Dichter verzeihen, daß er mit Timaios (s. o.) die gute Königin Dido von Karthago durch mehrere Jahrhunderte verschiebt, um sie in ein romantisches Verhältnis mit seinem Helden bringen zu können, bei welcher Gelegenheit erwähnt zu werden verdient, daß der Bericht, nach welchem Dido von den Eingeborenen soviel Land bewilligt erhalten, als sie mit einer Kuhhaut umspannen könnte, und dann die Kuhhaut in schmale Streifen zerschnitten und sich so in den Besitz eines großen Stückes Land gesetzt haben soll — daß dieser Bericht wohl auch zu den wortinterpretierenden Treppenwitz der Geschichte gehört. Der Ort, aus welchem späterhin Karthago (karda hadascha — neue Stadt) entstand, hieß Bezura oder Bosra, das war im Hebräischen und Phönizischen die „Burg“; die Griechen aber sprachen es Byrsa aus (= Fell), möglicherweise auch, weil die Gestalt der Halbinsel, auf der die Stadt lag, der einer Kuhhaut ähnelt, und erfanden zu dem Namen die Erzählung. Übrigens wiederholt sich der Bericht von der Kuhhaut in der

Geschichte; diese gehört also zu den Stoffen der Wander-Anekdote. — Wir wollen übrigens noch erwähnen, daß man die Unverschämtheit hatte, das Schiff, in welchem Aeneas nach Italien gekommen, noch zur Zeit des Prokopios († ca. 565 n. Chr.) zu zeigen (Prokopios de bello Gothico 4, 22). Es soll gar keine eisernen Teile an sich gehabt haben.

„Das Schweigen aller früheren Schriftsteller inbetreff eines so merkwürdigen Überbleibfels, sowie seine Angabe, daß alle Teile des Schiffs sich in vollkommenem Zustande befanden, lassen vermuten, daß es nicht sehr alt war.“ (Lewis a. a. O. Teil I. S. 311 Note.)

Zu vergleichen wäre noch Cauer: die römische Aeneasfage von Naevius bis Vergilius; Leipzig 1886 bei Teubner.

Der Kaiser Augustus soll nach Sueton, als er die Nachricht von der Niederlage des Varus erhalten hatte, in der Stadt einen Aufruhr gefürchtet und dem Jupiter große Spiele gelobt haben, wenn er der Gefahr entgehe; ferner heißt es, er hätte sich den Bart wachsen lassen, sei mit dem Kopf gegen die Wand gerannt und habe ausgerufen: „Vare, redde legiones!“ „Schade,“ bemerkt Ranke (W. G. III. S. 330) „daß sich diese sprüchwörtlich gewordene Anekdote in der Gesellschaft so augenscheinlicher Übertreibungen findet.“

Auch die „Lezten Worte“ des Kaisers „valete et plaudite“ sind wohl unhistorisch. Ranke (W. G. III. S. 332) schreibt darüber:

„Die eigentliche Quelle derselben ist Sueton (Augustus Kap. 99). Er erzählt, nach einem Gespräch mit Tiberius in Nola habe Augustus noch einmal befohlen, ihm einen Spiegel zu reichen, sein Äußeres in Ordnung zu bringen (malas labentes corrigi praecipit). Dann habe er sich mit der Frage an die eingelassenen Fremde gewandt, ob er ihnen das Schauspiel des Lebens glücklich vollendet zu haben scheine; wenn dem so sei, dann möchten sie — das Letzte habe er in griechischer Sprache gesprochen — Beifall klatschen. (*Τότε πρότον και πάντες ύμεις μετά χαράς κινήσατε*) Denkt man sich in das Zimmer eines gefährlich Erkrankten auf der Einsamkeit einer Reise, so ist es doch kaum glaublich, daß der sterbende Mann den Ton eines Schauspielers nach glücklich vollendetem Spiel angenommen habe. Wohl aber sehr möglich, daß es anderen so vorkam, als habe Augustus das Ziel seiner Thätigkeit glücklich zu Ende geführt. Das ganze Leben des Augustus erschien ihnen wie ein Schauspiel, das nun zu Ende gekommen sei; es bliebe nichts übrig, als Beifall zu klatschen. Es hat nichts zu bedeuten, daß Dio, der hier überhaupt die ungünstigen Nachrichten noch überbietet, an diese Scene geglaubt hat. Wir scheint sie aus derselben Quelle zu stammen, wie jener Anblick Alexanders

und der Ptolemäer; nicht wahr, aber sehr gut erfunden.“ — (Nachdem Augustus die Leiche Alexanders betrachtet, soll er es abgelehnt haben, die Gräber der Ptolemäer zu besuchen — „er wolle Könige sehn, nicht Tote.“)

Über die Kaiser, vom zweiten ab bis Nero, diesen mit eingeschlossen haben uns Tacitus, Suetonius und andere Historiker wahre Schauergemälde von Grausamkeit und Verworfenheit geliefert. Schon Montaigne und nach ihm Voltaire, dieser in seinem Aufsatz „*Le Pyrrhonisme dans l'histoire*,“ chap. XIII, haben sich skeptisch über Tacitus ausgesprochen. Ihm folgte der erste Napoleon 1804 in seinen Äußerungen gegen Fontanes. In neuerer Zeit hat Adolf Stahr eine Lanze für Tiberius und eine andere für Agrippina gebrochen, ohne im ganzen damit viel Anerkennung zu finden. Doch ist manches in seinen Schriften wohl zu beachten. Wieviel zu den Schauergeschichten über die Kaiser die ohnmächtige Wut der aus dem Sattel gehobenen römischen Geschlechter, wieviel boshafter und unkontrollierbarer Hofflatsch beigetragen, wieviel die Absicht nach dem Aussterben des Julisch-Claudischen Geschlechts mit Nero der folgenden Herrscherfamilie zu schmeicheln, ist heut wohl nicht mehr möglich zu entscheiden. Hermann Schiller in seiner Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero, Seite 7, urteilt wie folgt:

„Wir sind gewohnt, Tacitus als das Muster eines Geschichtsschreibers preisen zu hören und es mag dies Lob in mancher Hinsicht gegründet sein; nur darf man darunter nicht die Quellenkritik und die eigene Forschung begreifen; denn diese stehen auch bei Tacitus erstaunlich tief. Archivalische Studien hat er nie gemacht.“

Stahr macht besonders darauf aufmerksam, wie Tacitus sich immer stellt, als wisse er ganz genau die geheimsten Gedanken, welche Tiber bei allen seinen Entschlüssen und Handlungen gehabt (was doch eigentlich nur dem Romanschreiber frei steht), und dann jeder Handlung die niedrigsten Motive unterlegt. Das Ende des Tiber war nach Tacitus, daß er, nachdem er schon für tot gehalten, wieder zu sich kam, jedoch mit Rissen erstickt wurde. Suetonius erwähnt dies nur als ein Gerücht; Ranke bemerkt darüber (B. G. III. S. 303):

„Die Erzählung des Tacitus ist säkularisch und litterarisch ein Meisterstück, aber der historischen Kritik gegenüber ist sie unhaltbar.“

Die Geschlechter hätten den Kaiser gern wie ein giftiges Reptil erdrückt; darum erzählten sie schließlich, er wäre so erdrückt worden.

Über Caligulas Kriegszug existieren zwei Berichte, — von Sueton und von Dio Cassius. „Sie sind beide fabulos, aber sehr verschieden in ihren Fabeln.“ Die Einzelheiten würden hier zu weit führen; allbekannt ist die Geschichte, wie Caligula seine Soldaten sich schlachtbereit aufstellen läßt und dann plötzlich den Befehl giebt Muscheln zu sammeln, die er als dem Ocean abgenommene Beute bei seinem Triumph in Rom mit vorführt.

„Aus den beiden Berichten kann man nichts abnehmen, als daß Caligula Demonstrationen gegen Germanien und Britannien machte, die zu nichts führten. Wenn er merkwürdige Produkte der See nach Rom schickte, nachdem er einen Kriegszug angekündigt hatte, so ist leicht zu erklären, wie die Schlagfertigkeit der Truppen und dieser kleine Gewinn mit einander in Gegensatz gebracht wurden und in jene fabelhafte Geschichte ausarteten, die von Sueton und Dio in ähnlichen, aber doch verschiedenen Fassungen wiederholt wird.“ (Ranke, B. G. III. S. 339.)

Nero hat seinen Stiefbruder Britannicus umbringen lassen; es ist auch das oft, möglicherweise mit Unrecht, bezweifelt worden; man lese aber des Tacitus Beschreibung des Gastmahls, während dessen die Vergiftung stattfindet und frage sich, ob diese — hinreißend geschilderte — Scene möglich ist; sie könnte gleich so auf dem Theater gespielt werden — zumal Britannicus noch in derselben Nacht bestattet wird — da alles dazu vorbereitet war. Wir finden Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung!

Hat Nero Rom in Brand gesteckt? (19. Juli 64 n. Chr.) Nein! Selbst Tacitus (Annalen XV. Kap. 38—44) sagt, daß es für Behauptungen, der zufälligen sowohl, als der beabsichtigten Entstehung des Brandes Gewährsmänner gebe. Finstere Gestalten sollen umhergeschlichen sein, Zündstoff in die Häuser werfend, und andere am Löschen verhindernd — höheren Befehl vorschützend; aber nach einem Ereignis wie der Brand Roms dürften die aufgeregten Gemüther der Bewohner der-

gleichen Angaben ebenso leicht erfunden, als geglaubt haben; und selbst wenn jene finstern Gestalten die erwähnten Befehle vorgeschützt hätten, folgt daraus gleich, daß es wahr gewesen? Nero selbst befand sich in Antium und kam erst nach Rom, als auch sein Haus angefangen hatte zu brennen. Er that dann, wie Tacitus an einer andern Stelle (Annal. 15, 50) erzählt, alles mögliche zur Unterdrückung des Brandes und zur Vinderung der dadurch verursachten Not und lief in der Nacht ohne Begleitung durch die Stadt; trotzdem war das Gerücht verbreitet, er habe während des Brandes seine Hausbühne bestiegen und im Tragödenschmuck sich an der Flammen Pracht weidend, den Untergang Trojas gesungen; ein berühmtes Bild von Piloty stellt den Nero dar, wie er, wie oben beschrieben, die Laute schlägt. Tacitus, der dieses Gerücht auch erwähnt (Ann. XV. 40), verwirft es; Sueton (Nero 38) giebt es als Thatsache, ebenso Dio Cassius (62. 18). Der bewußte Turm wird noch heute gezeigt. Sueton erzählt sogar, die Brandstiftung wäre geschehen, weil einmal jemand in Neros Gegenwart citiert hätte:

ἔμοῦ θανάτου γαῖα μυχθήτω πῦρ

(nach meinem Tode möge die Erde in Flammen aufgehen), worauf Nero auf griechisch hinzugefügt hätte: Vielmehr schon während ich lebe! und die betreffenden Befehle gleichsam à propos erteilt habe. — Der Bericht bei Tacitus über die nach dem Brande stattgefundene Christenverfolgung ist ganz verworren, aber merkwürdig für uns, weil er die einzige Erwähnung des Erlösers in einem profanen Schriftsteller ist (die andere, vermutlich gefälschte, findet sich bei Josephus, Archäologie XVIII 3, 3). Ergo abolendo rumori Nero subdidit reos, sagt Tacitus, Annalen XV. 44, 4, et quaesitissimis poenis affecit, quos per flagitia invisos, vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis eius Christus, qui Tiberio imperante, per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. Die Christen, auf welche Nero die Schuld ge-

schoben, wurden nach Tacitus nicht sowohl der Brandstiftung, als vielmehr des Hasses gegen das Menschengeschlecht überwiesen (wir würden heute vielleicht sagen des Pessimismus oder der Verneinung des Willens); wörtlich genommen paßt jener Ausdruck mehr auf die Juden mit ihren Speisegesetzen, als auf die Christen; sie waren geständig; aber weder in ihrem Geständnis noch in der Untersuchung wurde des städtischen Unglücks gedacht und als die Verurteilten in Neros Gärten zu Tode gemartert werden, bedauert sie das Volk, daß sie nicht des allgemeinen Besten wegen, sondern um Neros Lust an blutigen Schauspielen zu befriedigen, hingeopfert werden und nur Tacitus giebt ihnen noch einen Tritt, indem er meint, sie hätten ihre Strafe wegen ihres Aberglaubens verdient. „Das ist keine Geschichte und daraus läßt sich keine machen“. (Bruno Bauer, Christus und die Cäsaren; Berlin 1877, S. 154.) — Von Cassius Dio ist der über Neros Regierung handelnde Abschnitt, (für den man Plinius Naturgeschichte und Sueton — nicht Tacitus — als Quellen ansieht), nur in dem Auszuge des Xiphilinus (lebte im 11. Jahrhundert) erhalten. Von dem Brande Roms ist Buch 62 Kap. 16—18 die Rede. Nero läßt aus Übermut die Stadt anzünden, um einen zweiten Brand Trojas zu sehen, das Volk flucht ihm; er sucht es zu besänftigen und erhebt Kontributionen mit Berufung auf den Brandschaden — aber von den Christen ist mit keiner Silbe die Rede. Ob dies bei Dio selbst auch der Fall war, bleibt allerdings unentschieden. Sueton berichtet auch (Nero Kap. 16) die Hinrichtung der Christen durch Nero, wenn auch nicht mit der Beschuldigung der Brandstiftung in Verbindung gebracht. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob damals schon eine größere Christengemeinde in Rom existierte, denn die Apostelgeschichte (s. w. u.) ist als Autorität dafür nicht genügend und wenn Paulus am Schluß seines Römerbriefes (Kap. 16) eine Menge Personen grüßen läßt, so ist daran zu erinnern, daß die beiden letzten Kapitel 15 und 16

möglicherweise ein späteres Anhängsel sind, indem der Gnostiker Marcion im Jahre 140 den Brief noch ohne jene beiden Kapitel in Händen hatte.

Über Nero's Ende bemerkt Bruno Bauer (a. a. O. S. 169):

„Der bunte Kranz von Anekdoten, mit denen die letzten Wochen, Tage und Stunden Nero's ausgeschmückt sind, wie er z. B. (Dio Cassius 63, 26) zur Zeit des gallischen Allarms in einer Nacht Senatoren und Ritter, als wollte er mit ihnen über das Ereignis des Tages beraten, zu sich berief und ihnen dann nur eröffnete, daß er die Kunst entdeckt habe, der Wasserorgel einen stärkeren und helleren Ton zu geben, ist das Werk einer lustigen Dichtung, der es Spaß machte, das fruchtbarere Thema des närrischen Virtuosen gegenüber der Erhebung Galliens und dem Anmarsche Galbas zu Variationen zu benutzen. Jene Anekdote des Dio Cassius ist sogar nach demselben Schema geformt, nach welchem bei Juvenal Domitian einem nächsten Staatsrath die Frage nach der Servierung der großen Steinbutte vorlegt und Caligula bei Dio Cassius (95, 5) den Senatoren, die er wie zu einer wichtigen Beratung citirt hatte, tanzend aus seinem Cabinet entgegenkommt und einen Solotanz zum Besten giebt.“

Darüber, wie das Bild des letzten Fürsten aus einer gestürzten Dynastie zur Karrikatur wird, vergleiche man das weiter unten über Richard III. von England angeführte. — Daß aber speziell Nero den Römern so verhaßt war, daß sie sich gar nicht Genüge leisten konnten in den Schandthaten, die sie ihm angedichteten, erklärt sich vielleicht aus ihrer Abneigung gegen daselbe Griechentum, das sie doch schließlich nach allen Richtungen hin anerkennen mußten und dem Nero seine Huldigungen allerdings etwas hinzeigender Weise entgegenbrag; die Vorwürfe, welche die Römer den Griechen machten, oft ohne den Balken im eigenen Auge zu sehen, werden gegen Nero zur unmöglichen Karrikatur zugespitzt. Wie dem aber auch sei, gegen die Schandthaten des ekelhaften Philipp II. von Spanien und seiner Inquisition bleiben Nero's Grausamkeiten doch fast eine Spielerei. Dabei sind aber einzelne Züge, die von Nero berichtet werden, so unerhört, daß eine kritische Bearbeitung seines Lebens gerade so wie desjenigen des Dionysios von Syrakus sehr zu wünschen wäre. Über diesen stammen die meisten der bekannten Anekdoten wohl aus Cicero (Tusculanen V. 20), der jedoch damit auf Cäsar zu sticheln scheint.

Auch bei Diodor z. B. 14. 107 und 15. 74 klingt einiges über Dionysios Mitgeteilte sehr wie Klatsch.

Unverschämt und damit zum Teil sehr drollig sind die Geschichten, welche der jüdische Geschichtschreiber Josephus über das Ende des jüdischen Reichs und die Zerstörung Jerusalems zum besten giebt. Bei der Belagerung von Jotapata durch Vespasian möchte er gerne unter einem Vorwande durchbrennen, aber die belagerten Juden verhindern ihn daran. Als die Römer schließlich stürmen, verkriecht er sich mit 39 andern in einen Brunnen. Vespasian, so erzählt Josephus, will ihn durchaus bei sich haben und schickt mehrere Parlamentäre, die ihn von oben herab einladen; aber die mit eingesperrten Juden drohen, ihn im Falle eines solchen Verrats zu töten und verlangen, daß er mit ihnen freiwillig sterbe. Darauf hält er ihnen einen Vortrag gegen den Selbstmord und schlägt vor, sie sollten sich alle gegenseitig paarweise töten und die Reihenfolge durch das Los bestimmen; wird angenommen, wie er erzählt; die Juden erstechen sich gegenseitig paarweise „bis er mit dem letzten der 39 übrig bleibt, mit dem er sich freundschaftlicher Weise abfindet, heiler Haut zusammen aus dem Brunnen zu klettern.“ (!) Der letzte Abgesandte des Vespasian soll diese wunderliche Scene von oben mit angesehen haben. Vor Vespasian geführt, prophezeit er (so flunkert er weiter), daß dieser Kaiser werden würde; diese Prophezeiung leidet an allen Symptomen eines unverschämten Humbugs. Bei der Belagerung Jerusalems durch Titus endlich, die er ganz theatralisch schildert, spielt er dann, nach seinem Bericht, die in seiner Lage sehr wunderliche Rolle des „ehrlichen Maklers“, indem er die Juden in der belagerten Stadt mehrmals zu Gunsten der Römer apostrophiert; er wohnt dem Triumphzuge des Vespasian über die Juden bei, welchen er schildert, als ob sie ihn garnichts angingen und tritt dann als kaiserlich römischer Preß-Jude in die Dienste des Bezwinners seines Vaterlandes. Eisenbahnkonzessionen gab es damals noch

nicht. Wie sich Josephus nach diesen Leistungen darüber beschweren konnte (gegen Apian 1, 10), „daß schlechte Menschen sein Geschichtswerk ein Schulbuch für Kinder genannt haben“, bleibt unerfindlich. Seine Schriften

„ . . . waren die officiösen Broschüren, die ein großes Zeitereignis im Sinne des regierenden Hauses zurechtlegten und die Bewunderung der heranwachsenden Jugend auf die Person des von der Gottheit begünstigten Machthabers hinlenkten.“ (Bruno Bauer; Christus und die Cäsaren S. 193.)

Mit den Kaisern Vespasian und Titus behauptet Josephus zwar auf sehr gutem „Reporter“-Fuß gestanden zu haben; sonst aber war Titus als Eroberer Jerusalems den Juden natürlich tödlich verhaßt. Er soll, den Gott derselben schmähend, behauptet haben, selbiger wäre nur mächtig auf dem Wasser und hätte deshalb den Pharao ersäufen können; wenn er wirklich stark wäre, hätte er den Kaiser vor Jerusalem bekriegt. Da habe eine Stimme vom Himmel gerufen: „Schändlicher Mensch! ich habe ein kleines Geschöpf, welches Dich bekriegen wird.“ Nachdem Titus gelandet, sei dann eine Mücke ihm in die Nase gekrochen und habe sieben Jahre hindurch Löcher in sein Gehirn gefressen. Als sein Schädel später geöffnet worden, sei die Mücke so groß gewesen, wie eine Taube; ihr Mund sei aus Kupfer und ihre Krallen aus Eisen gewesen. (*Disraeli, Curiosities of literature*, S. 48.) Was die Juden über die Bestrafung des Kaisers in der Hölle anführen, ist nicht salonfähig, ja nicht einmal stammtischfähig. — Nulus Gellius, den wir oft citierten, schwindelt nicht soviel wie Josephus, hat aber auch seine schwachen Stunden; so erzählt er in seinem *Noctes Atticae*, Buch 9 Kap. 4, daß er nach seiner Rückkehr von Griechenland nach Italien bei der Landung in Brundisium einige Bündel alter Scharteken von griechischen Büchern zum Verkauf habe aufliegen sehen, „voll von Wundern und Märchen und unerhörten, unglaublichen Geschichten, deren Verfasser oft Schriftsteller von nicht geringem Ansehen gewesen, z. B. Aristeas von Prokonnesos, Sfigonos von Nikaea, Ktesias,

Dnesikritos, Polystephanos und Hegeftas. Da sie sehr wohlfeil find, kauft er die meisten und giebt nun im erwähnten Kapitel eine Anzahl leider größtentheils recht läppischer Wundererzählungen zum besten.“

„Die so sorgfältig ausgemalte Geschichte klingt ganz glaublich, ist aber dennoch Fittion; was sich Gellius selbst aus seinen Schätzen notiert haben will, ist aus dem siebenten Buch von Plinius' Naturgeschichte herübergenommen, wo auch die betreffenden Autoren alle genannt werden. Vergl. Kretschmer: de auctoribus Gellii grammatici 13 ff.“ (Kalkmann; Pausanias der Perieget, Berlin 1886, S. 8.) übrigens erwähnt Gellius im selben Kapitel, daß er im siebenten Buche des Plinius eine der Angaben wieder (!) gelesen habe.

Belisar, nachdem er dem Kaiser Justinian mehrere Königreiche erobert hatte, soll schließlich, in Ungnade gefallen, als blinder Bettler in den Straßen Konstantinopels um Almosen gefleht haben. Etwa 600 Jahre nach seinem Tode schildert zuerst Johannes Tzetzes „in zehn schlechten griechischen Versen“ den blinden und bitteln Belisar, welche Mär dann vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Italien drang und allgemein geglaubt wurde. Eine schöne antike Statue, damals im Museum Vorghese, erhielt sogar den Namen des bitteln Belisar. Winkelmann hat später nachgewiesen, daß sie den Augustus mit der Nemesis (!) darstellt. In Frankreich und Deutschland ist diese Anekdote aber erst im 18. Jahrhundert durch Marmontels Aufsehen erregenden Roman populär geworden, zu welchen ihm ein Bildnis Belisars von van Dyck begeistert hatte, worauf ihm 1781 der Maler David noch durch ein Gemälde zu Hülfe kam und unter Napoleon I. Jouy mit einer Tragödie, die jedoch erst 1825 mit Talma in der Titelrolle gespielt wurde. Marmontel behauptete, den Procopius, den Sekretär Belisars, benutzt zu haben; das ist aber durchaus unwahr. Auch Jouy gab, wohl nur aus Unwissenheit, an, sich streng an die Geschichte gehalten zu haben. Feller endlich in seiner *Universal biography* erzählt, daß „bis auf den heutigen Tag“ ein Gefängnis in Konstantinopel als Turm des Belisar gezeigt werde. „Es steht an den See auf dem Wege vom Schloß der sieben

Türme nach dem Serail.“ Die Leute erzählten, daß er von da aus einen kleinen Sack an einem Bindfaden herabgelassen habe, rufend: date obolum Belisario quem Fortuna evexit, Invidia oculis privavit. — Mit der Ungnade hat es seine Richtigkeit; die fabelhaften Zusätze aber sind widerlegt worden (nach Delepierre, *Historical difficulties*, S. 28) durch Samuel Schelling, *Dissertatio historica de Belisario*, Wittenberg 1665; Th. Fr. Zeller, *Belisarius*, Tübingen 1809 und Roth, *Über Belisars Ungnade*, Basel 1846. —

Zum Schluß noch ein Wort über die Vernichtung der Bibliothek in Alexandria durch den Khalifen Dmar. Nach der Einnahme Alexandrias, heißt es, hätte der Feldherr Amru die Bibliothek seinem Freunde Johannes Philoponus schenken wollen, der Khalif aber hätte auf Amrus Anfrage die plumpe Antwort gegeben, wenn das in den Büchern enthaltene mit dem Koran übereinstimme, wären sie nutzlos, wo nicht, wären sie schädlich und daher jedenfalls zu vernichten. Darauf wären denn sechs Monate lang die Bäder in Alexandria mit diesen Büchern geheizt worden. Nun ist aber die 298 v. Chr. von den Ptolemäern gegründete Bibliothek von 400 000 Handschriften zufällig bei der Einnahme durch Cäsar 47 v. Chr. verbrannt. Eine andere Bibliothek, die des Königs Attalus von Pergamon, welche später Antonius der Kleopatra geschenkt, wurde 390 n. Chr. zerstört bei Gelegenheit der Unterdrückung des Heidentums durch den „christlichen“ Bischof von Alexandria, Theophilus. Es fragt sich also, ob der Verlust dessen, was der Araberfeldherr Amru am 21. Dezember 640 noch vorfand, so zu bedauern ist, als es, wenn die gewöhnliche Erzählung richtig wäre, unvermeidlich scheint. Allein die Mohamedaner leugnen, daß Dmar den erwähnten brutalen Ausspruch gethan. „Die Mythe der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch Amru (das sechsmonatliche Heizen von 4000 Badestuben) beruht auf dem alleinigen Zeugnisse

von zwei Schriftstellern, welche 580 Jahre später lebten, als die Begebenheit sich zugetragen haben soll.“ (Humboldt, Kosmos II. S. 251.) Nach Delepierre (*Historical difficulties* p. 35 f.) stammt die Fabel von Gregorius Bar-Hebraeus, besser bekannt unter dem Namen Abulpharadsch circa 1264, welcher zuerst eine Beschreibung der Verbrennung der Bibliothek in syrischer Sprache anfertigte und sie dann ins Arabische übersetzte. Nun war aber Johannes vor der Einnahme der Stadt (21. Dezember 640) schon gestorben. Daß die Stadt damals 4000 Bäder hatte, erzählt d'Herbelot in seiner *Bibliothèque Orientale*. Wieviel Bücher wären nötig gewesen um diese 4000 Bäder sechs Monate lang zu heizen! auch ist es ein absurder Gedanke, Pergament zum Heizen zu benutzen.

„Die Bewohner von Alexandrien erwiesen, sagt der Bischof von Nikiu, dem arabischen Emir alle Ehrerbietung. Von Tag zu Tag wurde er stärker. Der Bischof sagt wörtlich: „Amru ließ sich die Auflage zahlen, die man ihm versprochen hatte, aber er nahm nichts von den Gütern der Kirche; aller räuberischen Gewaltthaten enthielt er sich. So damals wie nachher.“ (Der Bischof Johannes von Nikiu lebte ca. 686; sein Bericht ist in französischer Übersetzung 1888 herausgegeben; Ranke, W. G. 5, 2 S. 275.) „Man sieht wohl, wie wenig die Erzählung von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek zu diesem tatsächlichen Verhältnis paßt. Ich sehe darin nichts, als einen Reflex des späteren Erfolges, daß die römisch-griechische Litteratur in den Hintergrund trat, die arabische dagegen die Oberhand bekam.“ (Ranke, W. G. 5, 1 S. 152 f.)

Die Deutschen.

Gleich die Anfänge der deutschen Geschichte, die Begegnungen mit Rom sind ein ergiebiger Boden für reiche Mythenbildungen geworden. Zu solchen Mythen gehört z. B. die allgemein verbreitete Ansicht, daß die berühmte Schlacht am Teutoburger Walde in der Nähe von Detmold vorgefallen sei. Man liest das so in unsern Geschichtsbüchern; die Kinder lernen es in den Schulen. Auch die Geographiebücher gehen von derselben Annahme aus, und unsere geographischen Karten enthalten regelmäßig für den Gebirgszug, welcher das west-